

denn die sozialdemokratische Fraktion wäre nicht imstande, die Streiche der Reaktion abzuwenden. Indessen stehen zum Glück dem Proletariat noch Mittel zur Verfügung, auf das Parlament einzuwirken und die Aktion seiner Vertreter zu unterstützen. Der Verlauf der Wahlen hat in glänzender Weise bewiesen, daß die Massen durchaus nicht gewillt sind, die Geheimeschere der schwarzen Reaktionäre mit Schafsgewalt über sich ergehen zu lassen, und einem kräftigen Druck von außen werden die bürgerlichen Parlamentarier um so weniger trotzen können, je mehr es sich zeigt, daß die Arbeiter, die ihnen bisher Gefolgschaft leisteten, rebellisch werden und zwar um so mehr, je näher die Neuwahlen rücken. Es hängt von unseren Genossen im Reichstage ab, ihre Aktion so einzurichten, daß dieser Druck von außen mit aller Kraft sich geltend macht.

Ein Nachwort.

Das internationale sozialistische Bureau nahm mit einer Mehrheit von 15 gegen 11 Stimmen in den Fragen des Anschlusses der neuen sozialdemokratischen Partei in Holland einen Antrag an, der eine Aufschubung dieser Frage bedeutet und von einer Auffassung getragen ist, deren Gefahr für die Internationale die Leipziger Volkszeitung sofort glosiert hatte. Die angenommene Resolution wurde hauptsächlich von dem österreichischen Parteiführer Viktor Adler verfochten, und es ist zweifellos, daß seine Autorität ihr zur Annahme verholfen hatte. Genosse Adler wird es daher nur begrüßen, wenn wir angesichts der internationalen Bedeutung, die sein letztes Auftreten besitzt, die von ihm in Brüssel vertretenen Ansichten etwas näher untersuchen und an einem sehr interessanten Beispiel zeigen, wie er sie in der Praxis durchführt.

Genosse Adler war so weitherzig, daß er den holländischen Marxisten den Namen von Sozialisten nicht abgesprochen hatte. Damit man aber seine Gutherzigkeit nicht überschätze, erklärte er: „Es gibt in manchen Ländern sonderbare Sozialisten, von denen man aber doch sagen muß, es sind Sozialisten.“ Genosse Adler spricht uns aus dem Herzen: Ja, wahrhaft sonderbare Sozialisten laufen in der Internationale herum, und man muß sie trotzdem als Sozialisten betrachten. Es gibt solche, die Kaffern Reverenz erweisen, es gibt solche, die den Kriegshebern in die Hand arbeiten, es gibt solche, welche die freie Diskussion in der sozialistischen Partei unterdrücken. Aber wir irren kaum, wenn wir annehmen, daß nicht diese Art der sonderbaren Sozialisten dem Genossen Adler im Magen liegen. Wir wollen auf diese Frage nicht eingehen, sondern besser uns die nichtsonderbaren Sozialisten ansehen, die der Adler unter seine Fittiche nimmt.

Es liegt vor uns der Bericht des 11. Parteitages der sogenannten Polnischen Sozialistischen Partei, der vor einigen Wochen in Krakau erschienen ist. Auf der 77. Seite dieses heiteren Dokumentes lesen wir folgendes: „Im Namen der deutsch-österreichischen sozialdemokratischen Partei begrüßte den Parteitag Genosse Reichsratsabgeordneter Skaret. Ich brauche euch nicht versichern, sagte er —, daß wir mit Bewunderung und Sympathie auf euren Kampf gegen den Zarismus blicken. Ihr könnt aber nicht nur unserer Sympathie sicher sein; wir sind bereit, euch im Namen der internationalen Solidarität so viel zu helfen, wie uns nur unsere Kräfte erlauben werden.“

Genosse Adler gehört dem deutsch-österreichischen Parteivorstand an, und er ist gewiß mit Skaret einverstanden. Es wird von Interesse sein, sich etwas näher die Art und Weise anzusehen, wie diese Partei gegen den Zarismus und für die Verwirklichung des Sozialismus vor und nach der Revolution kämpft.

Bis zur Revolution bestand ihre Arbeit darin, daß sie der polnischen Arbeiterklasse einzupauken versuchte, die russischen Arbeiter seien eine Barbarenhorde, die nie-

mals ihr Joch abwälzen wird. Sie versuchte ihr einzureden, es sei die Aufgabe der polnischen Arbeiterklasse, sich mit dem Rücken gegen das russische Proletariat zu wenden und zusammen mit der polnischen Bourgeoisie um die Unabhängigkeit Polens zu kämpfen. Sie diskreditierte die russische Sozialdemokratie als eine Partei der Russifikatoren, für welche die nationale Unterdrückung Polens überhaupt nicht existiert. Um den deutschen Genossen ein etwas näher liegendes Beispiel zu geben, sei bemerkt, daß die Führer dieser Partei die Drahtzieher waren, die den polnischen Sozialisten in Deutschland das Programm der Unabhängigkeit aufdrängten, die in ihrer Monatsrevue, dem *Przedswit*, die Sozialdemokratie Deutschlands zum Gaudium der polnischen Nationalisten den Makel der Germanisierungsbestrebungen aufzudrücken, die zur Freude des Kapitals polnische separate Gewerkschaften zu gründen suchten. Das war vor der Revolution. Als die Revolution losbrach, und alle ihre Kartenhäuser umwarf, versuchten sie den von ihnen sich abwendenden Arbeitern klar zu machen, daß man wohl den Zarismus eine Weile zusammen mit den russischen Arbeitern schlagen könne, aber sich im entscheidenden Momente von ihnen abwenden muß. Aber das Wirken für die Entzweiung der polnischen und russischen Arbeiterklasse, das eine indirekte Hilfe für den Zarismus war, war noch das geringste, was sie im „Kampfe“ gegen den Zarismus aufzeichnen konnten. Ihr spezielles Verdienst besteht darin, daß sie die Methoden des Anarchismus in die polnische Arbeiterbewegung herüberpflanzten. An die Stelle des Kampfes der Arbeiterklasse gegen den Zarismus stellten sie den Kampf kleiner Kampfesorganisationen gegen die Vertreter des Zarismus. Weil es aber leichter ist, die kleinen blinder Schergen des Zarismus niederzumeheln, als die großen, verwandelte sich dieser Kampf in einen Guerillakrieg gegen die Schutzleute und Beamten, in dem auf Seite jener kleinen Gruppen, auf Seite der Bevölkerung Hunderte und Tausende unbeteiligter Personen fielen. Das war aber nur der Anfang. Um einige Hunderte Leute, die sich sachgemäß mit dieser „sozialistischen“ Arbeit befaßten, erhalten zu können, begannen diese nichtsonderbaren Sozialisten Expropriationen zu organisieren. Sie überfielen Staatskassen und töteten bei den sich entspinrenden Kämpfen unschuldige Soldaten haufenweise, was auf Monate hinaus die Agitation im Heere die für die Revolution eine so große Bedeutung hatte —, unmöglich machte. Dies war der Grund, warum es in der polnischen sozialistischen Partei Ende 1906 zur Spaltung kam. Die Mehrheit der Partei, die im Laufe der Zeit unter den Kautenschlägen der sozialdemokratischen Kritik die Schädlichkeit dieser Aktion einsah, wollte ihr Einhalt gebieten, was die Führer dieser Aktion zum Austritt bewog. Die abgesplitterten Anhänger der Expropriationen nannten sich Revolutionäre Fraktion der P. P. S. und wirkten als solche die letzten drei Jahre hindurch; auf ihrem letzten Parteitag, auf dem die österreichisch-deutsche Sozialdemokratie, deren Führer Genosse Adler ist, vertreten war, nahmen sie den früheren Namen der P. P. S. an.

Obwohl das Gesagte zur Charakterisierung dieser Partei genügen würde, wollen wir noch einiges beifügen, damit das Bild vollständig sei. Ihre revolutionäre Aktion verwandelte sich — je länger desto mehr — in eine Quelle des Banditentums. Man kann bei den Expropriationen nicht kontrollieren, wieviel des eroberten Geldes in die Kasse der Partei und wieviel in die der Teilnehmer der Expropriationen verschwindet. Die so leicht entstehende Demoralisation stellt manchen der Revolutionäre vor die Frage, ob es nicht besser sei, für eigene Rechnung „den Zarismus zu bekämpfen“, und hier fehlt zum Banditentum nur noch ein Schritt. Wie viele Mitglieder dieser Partei diesen Schritt getan haben, kann man ersehen, wenn man erfährt, daß die P. P. S. ihre ganze Lodzer Organisation, die nach ihren Angaben mehr als 15 000 Mitglieder zählte, als vom Banditentum zerfressen auflösen mußte. Und dabei handelte es sich nicht

nur um aufgeklärte Arbeiter: als von Banditen durchgehört löste sie ihr Lodzer Parteikomitee auf. Wenn auch die Führer der P. P. S. einen Unterschied zwischen dem Morden und Rauben auf Rechnung der Partei von dem auf eigene Rechnung machen zu können glaubten, im Leben verwirklichten sich diese Grenzen, und es bestand keine Möglichkeit, das Banditentum zu bekämpfen, wenn man nicht von der geschicktesten Aktion Abstand nahm. Da diese Partei aber daran nicht einmal denken wollte, ist sie das eiternde Geschwür am Leibe der polnischen sozialistischen Bewegung geworden.

Während sie den Parteibanditismus zur sozialistischen Aktion erhob, bekämpfte sie die Streikbewegung der bis zur Revolution wie Sklaven dahinlebenden polnischen Arbeiter. Diese Bewegung vergeude die Kräfte der Arbeiter, denn vor dem Sturz des Zarismus sei keine Besserung der Arbeiterlage möglich.

Aber genug. Wir glauben, daß das Gesagte genügt, um jedem ein Bild darüber zu geben, wem Genosse Viktor Adler als nicht sonderbare Sozialisten betrachtet. Nach dem Gesagten wäre es nicht wunderbar, wenn die holländischen Genossen erklären würden: Werter Genosse Adler, wir verzichten darauf, zusammen mit den wackeren Führern der P. P. S. als nicht sonderbare Sozialisten für Sie zu gelten.

Wir möchten die Aufmerksamkeit der Leser zum Schluß noch für eine kleine Exkursion in die formale Argumentation des Genossen Adler beanspruchen.

Die neue sozialdemokratische Partei Hollands sei eine Abspaltung, erklärte Adler. Sie bilde also eine neue Partei, obwohl ihre Mitglieder früher schon der Internationale angehört hätten. Wollen sie also der Internationale angehören, dann können sie sich an die holländische Sektion der Internationale, d. h. an die Partei wenden, von der sie sich abgesplittert haben, diese möge entscheiden, ob ihnen der Zutritt zur Internationale nicht verweigert werden soll. Gefällt ihnen der Beschluß der holländischen alten Partei nicht, dann appelliere sie an das Internationale Bureau.

Wir wollen hier nicht die Tatsache breittreten, die doch auch Adler kennen sollte, daß die Führer der holländischen Marxisten sich nicht abgesplittert haben, sondern hinausgeworfen worden sind, sondern kehren zur formalen Seite zurück.

Die P. P. S., deren spezielles Kennzeichen der Parteibanditismus ist, entstand dadurch, daß sie sich von ihrer Partei im Jahre 1906 abgesplittert hatte. Als sie sich nach dieser Abspaltung zum internationalen Kongress in Stuttgart meldete, stand Genosse Viktor Adler nicht auf, um ihre Verweisung an die beiden Sektionen des polnischen Sozialismus zu verlangen. Er verlangte nicht, daß diese Sektionen ihre Zulassung erst bewilligen sollten. Er hatte keine Bedenken. Warum aber bei den holländischen Marxisten? Doch nicht etwa, weil sie keine Revisionisten sind? —

Kongress der American Federation of Labour.

IV.

Aus Ontario, Kanada, wird berichtet: Als der Präsident Gompers gerade im Begriff war, die sechste Sitzung des amerikanischen Gewerkschaftskongresses zu schließen, wurde ihm ein Telegramm überreicht, das eine ungewöhnliche Aufregung hervorrief: Seine Rechtsbeistände teilten ihm mit, daß das Gericht weiteren Aufschub des Antritts der Strafe für ihn und seine Kollegen abgelehnt habe und sie sich daher noch am Sonnabend dieser Woche dem Gericht zu stellen hätten. Nach einem Bericht des in Toronto erscheinenden liberalen Organs *The Globe* sei der Kongress für einen Augenblick sehr niedergeschlagen gewesen. Doch sei diese Stimmung bald gewichen und ein Delegierter habe, als er Mittel die Hand drückte, gerufen: Von heute stimme ich für Sozialisten! Das Blatt sagt dazu: „Diese Bemerkung ist kennzeichnend. Die Beurteilung dieser drei Männer hat das Feuer des Klassenkampfes und Klassenbewußtseins mehr geschürt als alle Reden sozialistischer Agitatoren. Schon in den Augen der Delegierten sind die verurteilten Führer Märtyrer. Es scheint, daß die 400 Delegierten des

verloste ihn, die Blicke in weite Fernen zu richten. Auf einen holdseligen Garten, in welchem die schönsten Blumen blühten, die herrlichsten Früchte reiften für einen, den fremder Wille zur Einsamkeit verdammt hatte.

Und er wußte, daß er ohne Neue umkehren würde.

Jetzt baute er Lustschlösser, eines über das andre.

Und keines ähnelte denen, welche der Veronika Mang tagsüber vor Augen standen und nachts im Traume erschienen.

Keines sah aus wie ein Pfarrhof, mit dem gepflegten Garten nach vorne und den großen Stallungen nach rückwärts.

Es waren darinnen keine gewölbten Gänge mit Hausaltären, brennenden Ampeln und heiligen Bildern, keine Zimmer, von deren Fenstern aus man stündlich in frommer Beschaulichkeit zur Dorfkirche hinübersehen konnte.

Sylvesters Lustschlösser waren alle in einem Stil erbaut, lagen in engen Gassen, und aus den Türen strömte der liebliche Duft von frischgebranntem Kaffee.

Und wer sie betrachtete, der wurde traurig und wieder fröhlich im Gemüt. So traurig, daß er tagelang schweigend umherging, so fröhlich, daß er am Morgen singend die Treppe hinunterstiegt und des Mittags singend heraufkam.

Und daß er an gewissen Tagen der Woche mit dem Geigenkasten unter dem Arm achlos an Sekretärswitwen vorüberstürmte, als hätten diese urplötzlich jede Bedeutung in der Welt verloren.

„Was hat nur grad' der Herr Mang?“ fragte Frau Rottensüßer.

Gestern waren seine Augen verweint und heut' hat er wieder g'lungen. Sie sind doch sein Freund, Herr Schratt. Sagt er denn zu Ihnen auch nig?“

„Nein, Frau Sekretär, und ich fürchte, er wird mich auch ferner nicht ins Vertrauen ziehen. Er verbirgt sein Leiden.“

„Wissen Sie, was ihm fehlt?“

„Ich habe eine Vermutung, Frau Rottensüßer!“

Und dann kam der Tag, an welchem Frau Sophie Spornier, als eine Freundin der Wirklichkeit, den Bau der Lustschlösser einstellte und den holdseligen Garten verließ, so daß die Gedanken nicht länger darin spazieren gehen konnten.

Und es kam der Abend, an welchem Sylvester müde und abgespannt im Zimmer seines Freundes saß.

Schratt klopfte ihm auf die Achsel.

„Sie wollen mir heute etwas erzählen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich kann Ihnen entgegengehen. Sie heißt Traudchen und ist die Tochter des wackeren Michael Spornier.“

„Ich weiß, daß Sie ihn kennen.“

„Nicht bloß ihn; auch das Mädel mit lustigen Augen, das sich in letzter Zeit sehr für Musik interessierte.“

„Woher wußten Sie, daß...“

„Es war nicht schwer zu erraten. Sie wurden in der letzten Zeit so sangesfreudig und hatten ihre Gedanken immer anderswo, wenn Sie mir die seltene Ehre schenkten.“

„Es kommt Ihnen recht lächerlich vor, Herr Schratt?“

„Ein wahres Gefühl ist nicht lächerlich.“

„Aber, daß ich vergessen habe, was ich bin?“

„Vorerst sind Sie Student, und Ihre Zukunft liegt noch frei vor Ihnen.“

„Ich kann nicht Geistlicher werden.“

„Stimmungen sollen da nicht mitreden, Sylvester.“

„Es ist nicht deswegen, wie Sie vielleicht meinen. Ich weiß schon lange, daß ich mich nicht zwingen kann.“

„Wollen Sie einen Rat von mir hören?“

„Ja, ich bitte Sie darum. Ich habe sonst niemand, den ich fragen kann.“

„Sie sollen nicht sofort, Hals über Kopf, Ihr Studium aufgeben. Bleiben Sie noch dieses Semester dabei! So einfach ist die Sache nicht. Sie werden Verschiedenes durchzuführen haben.“

„Danach frage ich nichts.“

„Nicht so schnell! Jedenfalls müssen Sie wissen, was Sie anfangen wollen. Ich halte Sie für so vernünftig, daß Sie sich keinen Illusionen hingeben, die auf eine junge Dame abzielen.“

„Nein, Herr Schratt. Ich weiß, daß alles aus ist.“

Der Alte lächelte.

„Das klingt entsagungsvoll. Aber aus oder nicht aus, Sylvester, auf keinen Fall darf das jetzt eine Rolle spielen. Sie werden nicht in die weite Welt hinausströmen um Ihr krankes Herz zu heilen und so weiter. Sie müssen die Zukunft nüchtern erwägen. Und darum ist fürs erste mein Rat, Sie bleiben noch bis Ostern Kandidat der Theologie.“

„Mein Entschluß ist aber fest.“

„Ich glaube Ihnen das. Trotzdem, folgen Sie mir! Sie haben dann fast vier Monate zur Ueberlegung, und der Zeitverlust kommt bei Ihrer Jugend nicht in Betracht. Außerdem sprechen noch andre Gründe dafür. Rückblick auf die Familie Spornier. Wenn Sie jetzt Knall und Fall weggehen, bringt jedermann Ihren Entschluß in einen gewissen Zusammenhang mit Ihrem Verkehr in dem Hause.“

„Das sehe ich ein.“

„Gut! Da wären wir also in der Hauptsache einig. Alles weitere können wir uns noch überlegen. Ob Sie ein andres Studium ergreifen, oder was Sie sonst tun wollen.“

„Darüber weiß ich gar nichts.“

„Heute müssen Sie sich ja nicht entschließen; aber etnes, wenn Sie keine bestimmte Neigung haben, nur kein Protostudium! Alles ist besser. Zum Beispiel in ein Geschäft eintreten, in dem Sie gleich tüchtig arbeiten müssen.“

„Das wäre mir auch das liebste.“

„Ich meine aber nicht bei Sporners seligen Erben, Sylvester!“

Die beiden sahen noch lange zusammen. Sylvester wurde gesprächig, als er über seine Verlegenheit weggekommen war.

Und der Alte ließ ihn gewähren. Er gab ihm noch manchen Rat für die nächste Zukunft. Als Sylvester sagte, der Gedanke bedrücke ihn, daß er unter den veränderten Umständen die Hilfe seines Veters in Anspruch nehmen müsse, erwiderte Schratt, dagegen könne vielleicht Rat geschaffen werden.

Er habe einen alten Freund mit Namen John White aus Milwaukee, früher Hannes Weiß von Birmansens. Er lebe in hiesiger Stadt und habe ihm einmal gesagt, daß er für seinen Enkel einen Hauslehrer suche. Wäre die Stelle noch frei, so könne Sylvester sie erhalten; aber auch sonst würde sich schon etwas finden. „Darum Kopf hoch!“ sagte er. „Die Sorge wird Sie nicht drücken. Und tut Ihnen die Erinnerung an glückliche Stunden weh, dann sagen Sie mit unfrem Goethe:

Ich träum' und liebe sonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.“

(Fortsetzung folgt.)

Genoer Kongress nach Hause zurückkehren werden, gefüllt mit Erbitterung, um den Massensturm zu präbigen.
 Es wird zwar nochmals versucht werden, noch einige Tage Ausschub zu erhalten, da der Kongress vor Sonnabend nicht beendet sein kann, doch ist es zweifelhaft, ob dem stattgegeben wird. Wahrscheinlich werden Compens und Genossen also abreisen müssen, ehe die Wahl der Funktionäre vorgenommen wird. Durch den Prozeß ist Compens' Popularität gewachsen, so daß die sozialistische Gegenkandidatur zur Präsidentschaft in der Person des Genossen Darys wenig Aussicht auf Erfolg hat. In einer der Oppositionsführer erklärte, indem er nach dem Verlesen jenes Telegramms Compens die Hand drückte, daß auch die Opposition für ihn eintreten werde. Es bleibt aber abzuwarten, welches der Eindruck der Beurteilung im Lande und was die fernere Stellungnahme des Arbeiterbundes zur Politik sein wird.

Der wichtigste Beschluß des Tages war den Landarbeitern gegenüber, die in Zukunft organisiert werden sollen. Zwar wurde die Befreiung ausgesprochen, dies müsse das Eindringen der Chinesen und Japaner in die Föderation zur Folge haben, da deren Zahl auf den großen kalifornischen Farmen sehr groß ist, doch scheint die Majorität sich langsam mit dieser Tatsache abzufinden. Auch die Arbeiterinnen in den Wäschereien sollen der Gewerkschaft angegliedert werden. Ein weiterer Beschluß, die beim Stahlwerk beschäftigten 200 000 Arbeiter, von denen bisher erst 20 000 organisiert sind, den Verbänden zuzuführen, bedeutet eine direkte Kriegserklärung an diesen mächtigen Trust, der schließlich noch ernste Folgen haben wird.

Der in den Chery-Pergeren verunglückten Arbeiter wurde in üblicher Weise gebahrt. Der anwesende Präsident des Bergarbeiterverbandes ließ sofort 20 000 Mk. als erste Unterstützung für die Hinterbliebenen und Hinterbliebenen abgeben.

Den Rest der Sitzung füllten Grenzstreitigkeiten unter den verschiedenen Steinarbeiterorganisationen aus, die schließlich der Entscheidung der Baugewerksgruppe überlassen wurden.

Die Vorschläge eines Gewerkschaftsartikels, einen vierzehntägigen Generalstreik für den Fall, daß Compens und Genossen verhaftet würden, zu erklären, wurden von den Führern des Arbeiterbundes abgelehnt, doch kehrt sich ein ähnlicher Vorschlag wieder, der mehr Aussicht auf Erfolg haben könnte. Dieser Vorschlag kommt von einer großen Organisation, dem Frauengewerkschaftsbund. An dem Tage der Verhaftung soll ein einseitiger Generalstreik als Protest gegen die durch das bekannte Urteil geschehene Verletzung der konstitutionellen Presse- und Versammlungsfreiheit proklamiert werden. Der neue Vorschlag wird von der gesamten amerikanischen Arbeiterpresse begeistert begrüßt.

Gewerkschaftsbewegung.

Die Lage im Ruhrkohlenrevier.

Die Zehengewaltigen treiben mit Macht zum Konflikt; sie wollen ihren Zwangsarbeitsnachweis bereits am 1. Dezember einführen, die Bergarbeiter so mit Gewalt zur Empörung bringen und in den Streik jagen, von dem sie einen für sich günstigen Ausgang erwarten. Am 30. November soll durch Anschlag auf den Gruben die Errichtung des Arbeitsnachweises bekannt gegeben werden. Zwar leugnen sie jetzt ab, den Arbeitsnachweis vor dem 1. Januar errichten zu wollen; doch weiß man ja, was solche Dementis gewöhnlich wert sind. Und selbst angenommen, das Dementi sei richtig, so ist der Zweck, die Erbitterung der Bergarbeiter dermaßen zu steigern, daß sie die kühne Abwägung verlieren und sich schon jetzt zum Kampfe treiben lassen, schließlich erreicht. Die Vorstände der Bergarbeiterorganisationen sehen sich deshalb veranlaßt, an die Ruhrbergleute die dringende Mahnung zu richten, sich durch das Vorgehen des Zehengewaltigen nicht provozieren zu lassen. Sie beschließen in einer gemeinschaftlichen Sitzung, folgenden Aufruf an die Bergarbeiterschaft in der Tagespresse zu veröffentlichen:

Achtung! Ruhrbergleute! Achtung!
 Von einer in der Regel gut unterrichteten Seite erfahren wir, daß der Zehengewaltige beabsichtigt, den Zwangsarbeitsnachweis statt am 1. Januar schon am 1. Dezember einzuführen. Schon am 30. November sollen die Anschläge auf den Zehen erfolgen. Bewahrheitet sich die uns gewordene Mitteilung, so wird damit bewiesen, daß die Zehengewaltigen die Erregung der Arbeiter durch eine Ueberrumpelung noch besonders zu begehren beabsichtigen. Wir fordern die Kameraden auf, sich durch keinerlei Ueberrumpelungsmanöver zu einer wilden Verwegung hinführen zu lassen, sondern jeden, der zu einem eigenmächtigen Vorgehen rät, auf die schwierige Lage und auf die Pflicht, gewerkschaftliche Disziplin zu halten, zu weisen. Zeigt es zu, was uns mitgeteilt wurde, so ist die Spekulation der Schürfmacher unter den Zehengewaltigen auf einen Streik in der für die Arbeiter ungünstigen Zeit ohne weiteres bewiesen. Um so mehr ist es unsere Pflicht, die Pflicht aller gewerkschaftlich organisierten Bergleute, die organisierten und unorganisierten Kameraden ausdrücklich zu warnen vor Schritten, die gerade jetzt den Arbeiterfeinden sehr erwünscht sein können. Wir erwarten von allen organisierten Kameraden, daß sie sich streng nur an die Beschlüsse der Organisation halten und allen arbeiterschädigenden Ausschüßversuchen entgegenstellen. Endlich muß auch die Bergarbeitererschaft lernen, sich nicht dann in einen Kampf zu begeben, wenn es den Zehengewaltigen am erwünschtesten ist. Der von den Organisationsleitungen am 24. d. M. gefasste Beschluß, daß die auf den Arbeitsnachweis bezüglichen Erklärungen und deren Ergebnis abgewartet werden sollen, ehe weitere Schritte in der Sache unternommen werden, muß nach der einstimmigen Uebereinstimmung der Vorstände trotz der veränderten Situation aufrecht erhalten und von allen Kameraden strikte befolgt werden. Kameraden! Wir hoffen, daß ihr uns alle unterstützt in dieser sehr ersten Zeit, um mit kühler Ueberlegung die Interessen der Kameraden zu wahren. Die Organisationsvorstände werden keine Schritte unternehmen ohne Einwilligung der Mitgliedschaften. Wir erwarten aber auch von den Kameraden, daß sie nur im Einverständnis mit ihren erwählten Vorständen handeln. Wer in dieser ersten Zeit disziplinlos handelt, schädigt die Arbeiterinteressen. Nur durch gemeinsames wohlüberlegtes Handeln können wir die Arbeiterinteressen schützen. Einige müssen sich austreten, sonst ist die Arbeiterkraft verloren. Achtet alle nur auf die Beschlüsse der Organisationen, wenn ihr den Zehengewaltigen keinen Gefallen tun wollt.

Mit Glückaus!
 Die Organisationsvorstände.

Leipzig und Umgebung.

Poliere als Gegner der Baukontrolle.

In dem am Freitag von uns mitgeteilten Bericht der Leipziger Bauarbeiterkommission über die im Stadtgebiet und in der Amtshauptmannschaft vorgenommenen Bautenkontrolle war am Schluß auch die Tatsache erwähnt, daß den Arbeiterkontrollen 24 Bauten der Zutritt verweigert wurde. Wie uns dazu mitgeteilt wird, soll die hier bestehende Vereinigung der Poliere in einer Versammlung den Beschluß gefaßt haben, den Arbeiterkontrollen den Zutritt zu den Bauten überhaupt zu verweigern. Ist die Mitteilung richtig, so verdient das Verhalten der Poliere als freiwillige Helfer des Unternehmertums die schärfste Verurteilung. Das Leben der Bauarbeiter steht jede Stunde auf dem Spiele und es handelt jeder gewissenlos, der seine Hand bietet, um die bestehenden, teilweise ungläublichen Mißstände zu stützen. Denn wer gegen die Kontrolle ist, ist überhaupt gegen den Schutz der Bauarbeiter, dem ist es auch gleichgültig, wie viel Bauarbeiter jährlich Leben und Gesundheit einbüßen. Die Tatsache, daß bei einer Gesamtzahl von 216 kontrollierten Bauten der Zutritt zu 24 verweigert wurde, läßt allerdings den Schluß zu, daß die Poliere in ihrer Vereinigung die Verweigerung des Zutritts beschlossen oder sonstige vereinbart haben.

Deutsches Reich.

Lohnbewegungen in der Holzindustrie.

In Wilaun wurde in der Stuhlfabrik von Krebs die Arbeitszeit von 62 auf 58 Stunden pro Woche verkürzt. Während bei dieser Firma in früherer Zeit langwierige Kämpfe um die Verkürzung der Arbeitszeit geführt werden mußten, gelang es diesmal, das zunächst gesteckte Ziel mit dem nötigen Lohnausgleich ohne Kampf zu erreichen.

Die Waggonfabrik in Baunzen gibt sich alle erdenkliche Mühe, Arbeitswillige zum Erstay für die ausgescherrten Holzarbeiter heranzuziehen. Der Streikbrechermachwerk der Firma August Müller, Hamburg-Wandsbek, hat vier Agenten unterwegs, die die nötigen Subjekte heranzuführen sollen. In Berlin und Hamburg hatte man denn auch 21 Mann zusammengebracht, doch hat die Hälfte davon Baunzen bereits wieder verlassen. Den Rest hält die Firma unter strenger Bewachung. Nicht allein, daß die Meister hierzu benützt werden, sondern die Polizeibehörde hat sogar zwei Polizisten im Betriebe stationiert. Außerdem sind die Arbeitswilligen mit Revolvern ausgerüstet. Die Erregung der im Einverständnis mit den Holzarbeitern — weiter arbeitenden Metallarbeiter im Betriebe läßt sich denken. Keiner von diesen darf sich — bei Strafe sofortiger Entlassung — dem Naume nähern, in dem die Arbeitswilligen beschäftigt werden. Die ganze Bevölkerung Baunzens steht auf Seite der Ausgesperrten. Das hindert aber die Direktion der Waggonfabrik — die im letzten Jahre 12 Proz. Dividenden verteilen konnte — nicht, an den geplanten Lohnabsätzen, die die Holzarbeiter nicht akzeptieren können, festzuhalten. Dringend ersehnt die Ausgesperrten um Fernhaltung des Zugangs von Stelmachern und Holzarbeitern.

In Magdeburg konnte erst eine geringe Anzahl Tischler und Maschinenarbeiter seit der Beendigung des Kampfes wieder eingestellt werden, weshalb auch hier Zugang weiter fernzuhalten ist.

Die Aussperrung der Möbelarbeiter in Dösch hat nur eine geringe weitere Ausdehnung angenommen. Die Fabrikanten inserieren in einer ganzen Anzahl bürgerlicher Blätter nach Möbelarbeitern und Maschinenarbeitern, so daß diesen Inseraten besondere Aufmerksamkeit zu widmen ist. Die Polizei stellt sich auch bei diesem Kampfe auf Seite der Unternehmer. In Reicheim, wo die meisten Möbelwerkstätten nach Dösch arbeiten, haben die Holzarbeiter beschloffen, nach Fertigstellung ihrer Arbeit jede weitere Arbeit nach Dösch zu verweigern. Hierdurch dürfte der Kampf auch auf Kellheim und Umgebung ausgedehnt werden.

Die Kämpfe der Tischler in Rudenwalde, Schwenningen (Witttemberg), Sommerfeld, Pfaffenkirchen, Neustadt a. Orla und Arnswalde dauern fort.

Der Streik der Korbmacher in Stettin mit Altbanum und Finkenwalde wurde beendet; doch ist die Mehrzahl der Arbeiter noch nicht wieder eingestellt, so daß Zugang auch weiter ferngehalten werden muß. Ferner werden die Korbmacher gebeten, Corbeitha, Halle a. S. und Volk zu meiden, wo die Kämpfe fort dauern.

Die allgemeine Tarifbewegung im Holzgewerbe.

zeigt gegenwärtig wenig Veränderung. In einer großen Anzahl Orte wurde bereits verhandelt, doch ist dabei bisher nichts herausgekommen. In den meisten Fällen hat es sich zunächst nur darum gehandelt, eine Verständigung über die Zusammenfassung der Verhandlungskommissionen und über den Verhandlungsmodus herbeizuführen. Eine größere Anzahl Verwaltungen des Holzarbeiterverbandes hat ihre Forderungen den Unternehmern bereits formuliert überreicht. In andern beschäftigten sich noch die Mitglieder mit Aufstellung der Forderungen. Erwähnt sei noch, daß mit dem Gewerksverein (S. D.), sowie mit der christlichen Organisation eine Verständigung über ein gemeinsames Vorgehen erzielt ist.

Die örtlichen Verhandlungen werden an allen Orten fortgesetzt; abgebrochen sind sie nirgends.

Lohnbewegungen und Tarifverträge in der Brauindustrie.

Die Brauereiarbeiter in Frankfurt a. M. haben beschloffen, den seit 1905 bestehenden Tarifvertrag, der am 1. April 1910 abläuft, zu kündigen und zu gegebener Zeit neue Forderungen einzulegen. Die Organisation der Arbeiter hat sich während der Tarifzeit gut entwickelt, gegen 1200 Mitglieder zählt die Zahlstelle des Brauereiarbeiterverbandes. Auch die Brauereiarbeiter in K. u. M. a. L. h. e. m. haben der Brauereiarbeitervereinigung einen neuen Tarif unterbreitet. Die Brauereiarbeiter in D. o. f. stehen schon länger in Lohnbewegung; die Brauereien lehnten auch kürzlich wieder eine Unterhandlung ab, bis die Befreiung durch die in Aussicht stehende Erhöhung der Braussteuer feststehe. Die Stimmung der Brauereiarbeiter gegen diese ablehnende Haltung ist keine angenehme.

Einen Tarifvertrag mit wesentlichen Vorteilen schloß der Brauereiarbeiterverband mit der Adlersbrauerei in P. u. l. i. n. g. n. ab. Die Arbeitszeit wurde um 2 Stunden täglich verkürzt, der Lohn um 2 bis 4 Mk. wöchentlich erhöht, Ueberstunden werden mit 40 Pfg., Sonntagsarbeit mit 50 Pfg. pro Stunde bezahlt. Jeder dritte Sonntag ist frei.

Der mit der Biervertriebsgesellschaft in Dresden abgeschlossene Tarif brachte Arbeitsverkürzung von 10 auf 9 1/2 Stunden im Sommer und 9 Stunden im Winter, Lohnerhöhungen von 2 und 3 Mk. pro Woche, Erhöhung der Ueberstundenlöhne, der Entschädigung für Sonntagsarbeit und der Provisionen für Bierfahrer und Bezahlung für Sonntagsfahrer mit 50 Pfg. pro Stunde; ferner Urlaub ohne Lohnabzug bis zu 8 Tagen und Entschädigung in Fällen des § 616 Bürgerl. Gesetzbuch.

Für das Personal der Schloßbrauerei V. a. u. p. h. e. i. m. wurde wöchentliche Lohnzahlung mit 1 bis 2 Mk. Aufschiebung, Entschädigung bei Krankheit und Ueberstunden und Urlaub ohne Lohnabzug erzielt.

Die Differenzen des Dresdner Buchdruckerhilfspersonal, zwischen dem Deutschen Buchdruckerverein (Prinzipalsvereinigung) und dem Verband der Buch- und Steinbruckerhilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands bestehen seit dem 1. Januar 1907 allgemeine Bestimmungen über Arbeitszeit usw. des Druckerpersonal, die als Grundlage für drückliche Tarif-

abmachungen gelten sollen, so daß den einzelnen Zahlstellen nur die Befreiung der Löhne bis jetzt übrig bleibt. Schon im Jahre 1907 unternahm das Dresdner Buchdruckerhilfspersonal, Tarifabmachungen bei der Buchdruckerinnung anzubahnen. Leider mußte das Vorgehen wieder fallen gelassen werden, da die Innung Widerstand entgegensetzte. Die jetzige Tarifanregung ist nun wieder von der Buchdruckerinnung unter nichtsfahenden Gründen abgelehnt worden, so daß das Hilfspersonal sich gezwungen sieht, in eine Bewegung einzutreten. Beachtenswert ist das Verhalten der Innung insofern, als diese als Korporation des Prinzipalsvereins deutscher Buchdrucker dessen Abmachungen für sich nicht als bestehend betrachtet, sich im Gegenteil auf den Standpunkt stellt, daß es nicht durchführbar sei, einen Lohn für ungelernetes Personal tariflich festzusetzen. Und das, trotzdem in 24 deutschen Druckstätten Lohnstarke für das Druckerhilfspersonal abgeschlossen sind, und für beide Teile, Prinzipale sowie Hilfspersonal, in zufriedenstellender Weise wirken.

„Aus dem roten Cumpf.“

Unter dieser vielversprechenden sensationellen Ueberschrift hat ein gewisser Karl M. o. c. h. e ein Broschürcchen veröffentlicht. M. o. c. h. e ist eine Zeitung im Bureau des Bauhilfsarbeiterverbandes in Hamburg beschäftigt worden. Die Broschüre, die Korruption und Unregelmäßigkeiten auf dem Verbandsbureau enthüllen will, ist ersichtlich im Zustande der Verärgerung geschrieben worden. Tatsächlich enthält sie ersichtliche Aufschreibungen und Uebersetzungen einzelner, meist unbedeutender Vorkommnisse. M. o. c. h. e hat nun auch noch Anzeige bei der Staatsanwaltschaft gegen den Vorstand des Bauhilfsarbeiterverbandes wegen Begünstigung gemacht. Wie uns berichtet wird, hat der Staatsanwalt das eröffnete Verfahren gegen den Vorstand eingestellt.

Ein eigenes Heim. Die organisierte Arbeiterchaft Altenburgs konnte Anfangs November ihr eigenes Heim — das Gewerkschaftsheim zum Mantentanz — errichten. Durch Ankauf und Ausbau des historischen Gasthofes zum Mantentanz durch den Konsumverein zu Altenburg war den Gewerkschaften die Möglichkeit gegeben, den seit Jahren gehegten Wunsch, für die reisenden Arbeitsbrüder bessere Unterkunft zu schaffen, zu verwirklichen. Weiter konnten der Neuzeit entsprechend eingerichtete Restaurations- und Gesellschaftsräume geschaffen werden. — Die Verwaltung liegt in Händen einer Genossenschaft m. b. H.

Soziale Rundschau.

Krise und Arbeitslosigkeit in Oesterreich.

Dieser Tage fanden in Wien und Wiener-Neustadt große Metallarbeiterversammlungen statt, die sich unter anderem mit den Arbeiterentlassungen in der Lokomotivenbauindustrie befaßten. Wie in der von 10 000 Metallarbeitern besuchten Wiener Versammlung, die in und vor dem Rathaus tagte, Reichsratsabgeordneter Genosse Beer mitteilte, hat sich der Arbeiterstand der drei niederösterreichischen Lokomotivfabriken um 1282 Personen vermindert, die Fabriken haben nur mehr auf ganz kurze Zeit Aufträge, und die für 1910 vorgesehenen Bestellungen auf 100 Lokomotiven samt Tendern sollen von der Regierung rückgängig gemacht worden sein. Ebenso verhält es sich mit den 1831 Waggonbestellungen, obgleich 1100 Waggonen anbrangiert werden müssen. Die jährliche Leistungsfähigkeit der österreichischen Industrie beträgt aber 490 Maschinen und 16000 Waggonen. Die Regierung, die im Frühjahr ohne Strupel 400 Millionen für Rüstungszwecke ausgab, ohne das Parlament zu befragen, will nicht einen Waggon ohne Ermächtigung des Parlaments bestellen. Der Abschluß des Eisenartikels ist in den ersten zehn Monaten 1909 um 604 708 Meterzentner geringer gewesen als im gleichen Zeitraum 1908. Wenn das so anhält, geht der Eisenkonsum bis Jahresende um 7 Proz. zurück. Und dieser Arbeitsmangel bei der fürchterlichen Teuerung! Für die Teuerung wollen die Bourgeois natürlich wieder die Streiks und Lohn-erhöhungen verantwortlich machen. Nun widerlegt aber selbst das bisherige offizielle Statistik über Arbeitslohn, Arbeitszeit und Preis des Produktes diese Behauptung, die sogar der christlichsoziale Handelsminister Dr. Weiskirchner im Parlament auszusprechen keinen Anstand nahm, in der schlagendsten Weise. In den 2. L. Tabakfabriken war der Durchschnittslohn 1890 348,57 Kronen (!), das erzeugte Quantum war aber 4028 Kronen wert. 1900 waren die Verhältniszahlen zwischen Verdienst und Produktionswert 400,71 und 5810 Kronen, 1907 aber 615 und 6589 Kronen. Der Lohn betrug 1890 14,41 Proz., 1900 12,74 Proz., 1907 10,74 Proz. In der Hufeisenproduktion betragen bei den Gesamtkosten von 6,50 Kronen pro Meterzentner Löhne und Beamtengehälter 34 Heller oder 5,15 Proz. der Herstellungskosten und 3,0 Proz. von den Verkaufspreisen. Dabei stieg die Arbeitsintensität ganz kolossal; pro Hochofen von 4080 Tonnen in 1879 auf 30 645 in 1908. Ganz ähnliche Verhältnisse ergibt die Statistik des Kohlenbergbaus, wo die Löhne in Prozenten des Meterzentnerpreises von 19,85 Proz. in 1902 auf 13,23 Proz. in 1906 gefallen sind, während der Kohlenpreis ganz ungeheuerlich hinaufgetrieben wurde und heute schon fast zwei Kronen pro Meterzentner beträgt!

Und das Parlament erörtert nationale Fragen — und wenn es arbeiten wird, werden neue Steuern und neue Auflagen bewilligt werden! — — —

Aus der Partei.

Bei der Kommunalwahl in J. e. h. o. e. erhielten die bürgerlichen Kandidaten M. Krohn 732 und Th. Mohr 720 Stimmen, die sozialdemokratischen Kandidaten S. Steen 740 und A. Mund 736 Stimmen.

Eine unwürdige Unterstellung. In einer Schlussnotiz über die Comperabedatte schreibt heute das Korrespondenzblatt der Generalkommission:

Wir können diese Debatte schließen, mit der Bemütuung, daß der eigentliche Zweck des Kantonskonfortiums, den nach Europa delegierten Repräsentanten der K. B. o. L. in den Augen der deutschen Genossen zu verächtlichen und dadurch den Ansehensverlust der K. B. o. L. an das Internationale Sekretariat zu hintertreiben, kläglich mißlungen ist.

Setzen ist uns in der Parteipolemik eine gleich unwürdige Unterstellung vorgekommen, mit der die Generalkommission nur sich selber beschimpft.

Letzte Nachrichten und Depeschen.

Wien, 29. November. Die Führer der Beni Butru und der Beni Sibel unterwarfen sich dem General Marina vollständig und boten ihm sogar Auffstellung einer Parke gegen andere Stämme an, die sich nicht ergeben wollen.

Kuchenzettel der städtischen Oberversammlungen.

Dienstag:
 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil:
 Hermann Müller in Leipzig.
 Verantwortlich für den Inseratenteil:
 Friedrich Viller in Borsdorf-Leipzig.
 Druck und Verlag: Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft.
 Diese Nummer umfaßt 12 Seiten.

Achtung, Zimmerer!

Mittwoch, den 1. Dezember, abends 7 Uhr

Versammlung

im Volkshaus, Zeitzer Straße 32.

Tagesordnung:

1. Die momentane Situation in der Tarifbewegung im Baugewerbe. 2. Mitteilungen.
- Ohne Mitgliedsbuch kein Zutritt. [21210]
Nicht zahlreiches und pünktliches Erscheinen erwartet D. B.

Metallarbeiter-Verband.

Geschäftsstelle Volkshaus Zeitzer Str. 32
Büreauzeit: vorm. 8-9 Uhr, mitt. 12-1, abds. 5-8 Uhr.
Telephon 3784. [19001]

Arbeit.-Stenographenverein Vorwärts.

Mittwoch, 1. Dezember abends 7,30 Uhr
in der Globus-Hänke, Nordstr. 24. Der Vorstand.

Wasserfall

Katharinenstrasse 13 17.
Tägl. v. 5 Uhr nachm. bis 12 Uhr nachts:
Für Leipzig • Grösste Sensation! • Für Leipzig!
Neu! Die Dresdner Unicums Neu!
Illustres Damen- u. Herren-Ensemble.

Mein diesjähriger [19707*]
Puppen-Verkauf
auch Messmuster, bietet günstige Gelegenheit zum billigen Einkauf.
K. Gelenkpuppen, Lederbägel, Charakterpuppen in künstlerischer Ausführung, Porzellanpuppen mit Uhrwerk, Zinnpuppen, Köpfe, Perücken, Kleider, Wäsche, Güte, Schuhe, Strümpfe.
Auf alle Einkäufe im November 5 Prozent.
Puppen-Klinik
Alle Reparaturen.
Puppen-Bazar Gewandgässchen
zwischen Neumarkt und Universitätsstr.

Spezialgeschäft für Bettfedern u. fertige Betten
Dampf-Bettfedern-Reinigungs- u. Desinfektions-Anstalt.
Großes Lager in Inletts.
Leipzig-Volkmaradorf, Kirchstr. 2
Ecke Wurznor Strasse.
Heinr. Rohr,

Ortsverein Plagwitz-Lindenau-Schleussig.

Sonntag, den 5. Dezember, abends 8 Uhr, in der Neuen Turnhalle, Lindenau, Calovsstraße
Straßenbahnlinien L, B und A

Vierter literarischer Abend

Bunter lustiger Abend mit völlig neuem Programm.

Redner: **Gustav Hennig.**

Programm:

- Henry Urban:** Der Eschhund - Roitkämpfer im Glück - Jimm, Jeff und Joe.
Mepp Schluiferer: Zwei Predigten des Kanzelredners Amandus Daxenbichler: 1. Gegen Juden und Protestanten. 2. Ueber die Wissenschaft.
Mark Twain: Der weiße Elefant.
Roda-Roda: Ausgewähltes aus: Von Bienen, Drohnen und Paronen - Hummer, Schummer, Kofftummer - Der Pascha lacht - Der Schnaps, der Rauchtabak und die verfluchte Liebe - Schwefel über Gomorrha.
Jeder Freund der Fröhlichkeit komme!
Rauchen und Trinken ist zur Erhöhung des allgemeinen Wohlbefindens beiseite zu lassen.
Kaufenthaltsgeid 10 Pfennige.
Der Vorstand.

Versuchen Sie bei mir Ihr
Glück
Ziehung 1. Klasse 157. Königl. Sächs. Lotterie
am 8. und 9. Dezember
= Eile tut not =
Leipzig **J. G. Herrmann** Lindenau
Kohlenstr. 4 Rud.-Sack-Str. 1

Reparaturen
an Uhren jed. Art, nur
streng solide Ausführung
u. unter Garantie bei
Gustav Kaniss
Uhrmacher, Tauchaer Str. 6.

Verwenden Sie nur
Lipsia-Senf
überall zu haben.
Anerkannt beste Marke,
vorzüglich im Geschmack.

Allen lieben Freunden und weiten Gästen sagen wir anlässlich unseres Verlassens des bisher von uns bewirtschafteten Lokales
Crostitzer Bierstube
Rosstrasse 22, Ecke Nürnberger Strasse
für das uns so freundschaftlich gezeigte Wohlwollen unsern herzlichsten Dank. Mit der Bitte, ihrem Nachfolger Herrn **Gustav Heinitz** das gleiche Vertrauen entgegenbringen zu wollen, empfehlen sich
Hochachtungsvoll
Wilhelm Bähge und Frau.

Unter höf. Bezugnahme auf obiges gestatte ich mir die Mitteilung zu machen, dass ich mit heutigem Tage das Lokal
Crostitzer Bierstube
Rosstrasse 22, Ecke Nürnberger Strasse
übernommen habe und bitte ich, das meinem Herrn Vorgänger bewiesene Vertrauen und Entgegenkommen gest. auch auf mich übertragen zu wollen und werde ich jederzeit durch aufmerksame Bedienung suchen, jedem Gast gerecht zu werden.
Zum Ausschank gelangt das durch seine vorzügliche Qualität rühmlichst bekannte **Crostitzer Lager- und Pilsner Bier** sowie **H. Kulmbacher.**
Speisen nach reichster Auswahl. - Mittagstisch von 12 bis 3 Uhr.
Hochachtungsvoll
Gustav Heinitz, früher Börsen-Hotel.

Neu!
In unserer Verlage ist erschienen:
Die Jugendbildungsbestrebungen in Leipzig Stadt- und Landbezirk Bericht
über d. Geschäftsjahr 1908/09
mit einem Vorwort des Ausschusses der Jugendbildungsvereine.
Die lehrwerte Broschüre bringt eingehende Ausführungen über die Tätigkeit der organisierten Arbeiterjugend in Leipzig u. seinen Vororten.
Preis 25 Pfg.
Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft, Abteil. Buchhandlung
Leipzig, Tauchaer Str. 19 21.

Rechtsstaat u. Klassenjustiz
von **Dr. Karl Liebknecht.**
Preis 20 Pfg.
Volksbuchhandlung Leipzig
Tauchaer Straße 10, 21.

Sonntagskinder



könnte man die Margarine-Spezialmarken
Rheinperle und Solo
nennen. Ueberall werden sie mit Freuden aufgenommen und in allen Küchen haben sie einen Ehrenplatz. Keine Hausfrau will sie missen, denn sie stellen ja den besten Ersatz für die teure Butter dar, von der sie im Aussehen, Aroma und Geschmack nicht zu unterscheiden sind. Dabei ist die Ersparnis bedeutend.
Ueberall erhältlich.
Alleinige Fabrikanten: **Holländ. Margarine-Werke Jurgens & Prinzen, G. m. b. H., Goch (Rheinland).**

Wie neu

werden Damen- u. Herrngarderobe durch chemische Reinigung bei
Otto Beck
Leipzig, Lange Strasse 18
Roudnitz, Bergstrasse 3
den Drei Lilien gegenüber.
Reparaturen billigst!
Lieferzeit 2-3 Tage.

Grosser Ausverkauf.

Wegen Ueberfüllung meines seit 1880 bestehenden
Monatsgarderobe-Geschäftes,
wie auch besser. Herrenkonfektion bietet sich für jedermann ein vorteilhaft fest. günst. Angebot. Off. ca. 1000 Winterpaletots, Rod- und Jacket-Anzüge (jede Größe u. Weite), die 50 bis 100 A gekostet haben, von 10 bis 40 A. Jünglingspaletots, Anzüge sowie Zoppen aussergewöhnlich billig. Für festliche u. and. Ereignisse werden auch eleg. Fracks u. Gesellschaftsanzüge verli. *
J. Kindermann, Salz- gässchen 9, 1.

Salt! Beachten Sie bitte mein Schaufenster!
Nur [20704]
Glaser's Monats-Garderobe
Ransstädter Steinweg 39
in Laden
empfiehlt nur wenig getragene Herren-Anzüge 5-15.-A
Herren-Überzieher 4-17.-A
Herren-Pelzjacketts 8-11.-A
Herren-Zoppen 8-12.-A
Herren-Röcken 95-150.-A
Burschen- und Knaben-Garderobe zu Spottpreisen. Frack- und Gesellschaftsanzüge auch leihweise.

Pelzwaren

eigene Fabrikate [19802*]
Stolas v. einfachsten bis feinsten. Anfertigung aller Pelzsachen. 30jähriges Bestehen.
K. Panzer, Kürschnermeister
Querstrasse 11, III. r.

Arbeiter-Frauen!

Bezieht Euch bei Einkäufen auf die Leipziger Volkszeitung.

Im Reiche der Freiheit.
Briefe über den Sozialismus.
Von Robert Blatohford. 50 Pfg
Volksbuchh. Leipzig und Filialen.

Familienanzeigen.

Juridisch gelehrt vom Grabe unserer lieben guten Mutter
Johanne Wilhelmine verw. Liebmann
sagen wir allen Verwandten und Bekannten für den reichen Blumenschmuck und Begleitung zur letzten Ruhestätte unsern besten Dank. Besonders danken wir dem Turnverein Vorwärts, L.-Eutritzsch.
L.-Eutritzsch, den 20. November 1909.
Die trauernden Hinterbliebenen.
Franz Liebmann.

Heute Nacht 1/4 Uhr wurde mein guter Mann, der
Buchhändler Ernst Hermann Brossmann
von seinem schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst.
Um stilles Beileid bittet.
L. Eutritzsch, Charlottenstr. 21, I., den 27. November 1909
Frau **Berta Brossmann** nebst Kindern.
Die Beerdigung findet Dienstag um 11 Uhr von der Kapelle des Trinitatisfriedhofes aus statt.

Turnverein Vorwärts, L.-Eutritzsch.

Am Freitag verstarb unser waderer Turngenosse
Emil Pappert.
Ehre seinem Andenken!
Der Turnrat.

Sonnabend abend 10 Uhr entschlief im Krankenhaus St. Jakob unser lieber Vater, Groß- und Schwiegervater, der
Wilhelm Hensel
im Alter von 73 Jahren.
Groß- u. Kleinschöcher, den 28. November 1909.
Die trauernden Hinterbliebenen.
Die Beerdigung findet Mittwoch, nachmittags 2 Uhr, von der Kapelle L.-Kleinschöcher aus statt. Zugedachte Blumen spenden erbitte nach Wittiger Straße 10, p.

Die Grundbegriffe der Wirtschaftslehre

von
Julian Borchardt.
Preis 40 Pfg.
Volksbuchhandlung
Leipzig, Tauchaer Str. 19 21.

Kauf Briketts

bei
Benno Grimm
Tauchaer Str. 41.

Politische Uebersicht.

Die marokkanische Beute.

Aus Paris wird uns geschrieben: Daß der Kapitalismus auf seinem Weltobererungszug das vor den Toren Europas liegende Marokko nicht verschonen will, ist überaus begreiflich. Es bleibt nur die Frage, in welcher Sauce es verspeist werden soll. Die militärische Clique Frankreichs zögert natürlich eine Eroberung mit Waffengewalt vor — und ihr schienen auch der französisch-englische Vertrag und das geheime Abkommen mit Spanien, dessen Existenz Herr Bichon in dieser Wc. erst geleugnet und dann zugegeben hat — den Boden zu bereiten. Die bürgerliche Demokratie, die auf die Abneigung der städtischen und ländlichen Massen gegen Kriegsabenteuer mit Opfern an Leben und Gut Rücksicht zu nehmen hat, möchte eine friedlichere Methode lieber. Und mit ihr hat sich seinerzeit auch Genosse Jaurès für eine friedliche Durchbringung ins Zeug gelegt. Ein paar Jahre lang gabs dann allerhand gefährlichen Kummel: die Tangerreise, die Delcassé-Krise, die Konferenz von Algéciras und schließlich die Friedensschamlei des französisch-deutschen Marokko-Abkommens. Aber mit allem Ausschließen konnte die Diplomatie eine aus den Lebensbedürfnissen des Kapitalismus geborene Frage nicht aufheben. Und die in der letzten Woche abgeschlossene Marokko-Debatte der französischen Kammer zeigt, mit welcher Gewalt sie der Lösung zudringt.

Zunächst scheinen sich dieser keine Schwierigkeiten entgegenzustellen. Die deutsche Regierung hat vernünftigerweise endlich zugegeben, daß Deutschland in Marokko keinerlei politische Interessen hat. Das ist nach der kaiserlichen Symphonie mit dem Paukenschlag gerade kein heroischer Abgang, aber höchstens eine persönliche Blamage, die das deutsche Volk, von den sehr erheblichen, in den Jahren des Marokko-Konflikts ihm aufgezwungenen Rüstungskosten abgesehen, ebensowenig trifft, wie die Bloßlegung der aus einer alten Weste bestehenden Eingeweide der famosen Leonardo-Büste. Weiter ist es richtig, daß es in Marokko Geschäfte gibt, bei denen die Interessen der kapitalistischen Staaten parallel laufen oder gar miteinander verbunden sind. Die Ersatzansprüche für die Schäden im lombardischen Casablanca, die Bezahlung der unterschiedlichen europäischen Gläubiger, die Aufteilung der künftigen Anleihe auf das internationale Kapital können eine Weile eine internationale Kameradschaft des Wucherprofits erhalten. Auch die vorbereitete Ausplünderung der marokkanischen Bodenschätze durch europäisches Industriekapital sieht vorläufig eher wie ein Versprechen des Friedens aus. Jaurès hat in seiner Rede mit mitsamem Spott auf die französischen Teilnehmer der angeblich „deutschen“ Mannesmann-Gruppe und auf die gemischte Gesellschaft des Syndikats Krupp-Schneider hingewiesen, die jetzt ihre „Rechte“ gegeneinander auspielen. Auch mag Jaurès' Wunsch, die beiden Gruppen friedlich vereinigt und Muley-Hafid als Dritten in diesen Bund einzutreten zu sehen, in Erfüllung gehen. Aber gegen Jaurès' Befürwortung einer vorsichtigen, friedlichen Einbeziehung Marokkos in den Bereich der kapitalistischen Kultur wendet sich in fast einstimmiger Aufwallung die Ungebuld der französischen Bourgeoisie. Bichon hat eine unverhüllte Drohrede gegen Muley-Hafid gehalten und die von der Kammer angenommene Tagesordnung ist eine Vollmacht zur Intervention in energischer Form. In der Tat gibt die innere Logik kapitalistischer Politik den Anwälten der Okkupation recht. Frankreich will 70 Millionen zum Ersatz seiner Expeditionskosten haben, wie dies durchaus in der kapitalistischen Ordnung ist und mit der vorgeschlagenen Anleihe der marokkanischen Staatsbank macht das zusammen 150 Millionen, für die das arme von Europäern und einheimischen Häuptlingen ausgeplünderte Land die Zinsen aufbringen soll. Begreiflich ist, daß der Sultan seine Anleihe schon jetzt bekommen möchte und begreiflich auch, daß er die vorherige Räumung der von den Franzosen okkupierten Landesteile fordert. Aber nicht minder begreiflich ist, daß die französische Bourgeoisie die erregenen wichtigen Macht- und Einflußposten nicht wieder preisgeben will. In dem an ihr algerisches Reich grenzenden Besitzungen hat sie eine schon die deutschen Züge dauernder Besitznahme tragende Verwaltung eingerichtet, die freilich noch vorläufig die Autorität des Sultans vorschützt, und die Kolonialen sprechen schon ungeschont von dem Schienenstrang, der Marokko durchqueren und Algerien mit dem Atlantischen Ozean verbinden soll. Jaurès hat treffend dargelegt, daß Muley Hafid vor die Alternative gestellt wird, entweder das okkupierte Gebiet definitiv in französischer Besitz übergehen zu lassen, oder, indem er es sich als „Halsband von Wucher und Not“ umlegen läßt und bei seinen mit unzureichenden Mitteln unternommenen Versuchen, seine Autorität sicherzustellen und das Land wirtschaftlich und administrativ zu reorganisieren, notwendig Schiffbruch leidet, den Vorwand zu neuen militärischen Aktionen zu liefern. Das ist in der Tat der Sinn der jüngsten französischen Politik. Was Jaurès übersehen ist, daß sie vom kapitalistischen Interesse — und dieses deutet sich gerade hier mit dem „nationalen“ — folgerichtig ist. Ein Rückzug aus Casablanca und der Schaulja würde zweifellos vom muslimännischen Fanatismus als eine Vertreibung der Fremden hingestellt werden und vielleicht auch im französischen Nordafrika einen unangenehmen Nachhall finden, und es ist auch kaum zu bestreiten, daß die Rentabilität des in Marokko angelegten Kapitals nur bei einer Uebernahme dieses Landes in eine moderne kapitalistische und staatliche Verwaltung gesichert werden kann. Hier ist es in Wahrheit der „erste Schritt“, der alles weitere entschieden hat.

Darum aber bleibt doch die sozialistische Opposition, deren Wortführer Jaurès war, völlig in ihrem Recht. Nicht nur um des Prinzips willen, das sich den kapitalistischen Kolonisierungsmethoden entgegensetzt, sondern auch wegen der im Verlauf der Annexionspolitik zu fürchtenden Gefahren für den europäischen Frieden. Die von Bichon hervorgehobenen augenblicklichen guten Beziehungen zwischen der französischen und der deutschen Regierung bieten keineswegs eine Bürgschaft gegen ein neues Er-

wachen der Intrigen und Verstimmungen auf beiden Seiten. Aber Jaurès legt wohl allzu großes Gewicht auf die Nachschafften des militäristischen Klüngels und des Finanzkapitals, die er als die entscheidenden Kräfte der Eroberungspolitik ansieht. Es scheint, daß in diesem Urteil die bekannte Anschauung mitwirkt, als ob der Industriekapitalismus durch seine vermittelnde des Aktienwesens und der Vertretung fortschreitende Internationalisierung zuguterleht ebenso als eine völkerveröhnende Potenz wirke, wie die friedliebende städtische und ländliche Demokratie. In Wirklichkeit aber können industriekapitalistische Rivalitäten mit ihrer an die Massen herantretenden schutzhölnerischen und imperialistischen Ideologie Gefahren zeitigen, die man nicht mit einem moralischen Appell gegen Säbel und Geldsack bannen kann. Es ist wohl kein Zufall, daß eben jetzt, da die französische Bourgeoisie, vom deutschen Einspruch befreit, den marokkanischen Becher an die Lippen setzt, ihr von England aller „Entente cordiale“ zum Trost ein warnendes Halt! entgegenklingt, und dieses gerade aus dem Kreis des imperialistischen City-Konservatismus. Die Artikel der Times, die ebendem, just während der Konflikte mit Deutschland, die französische Regierung zur rücksichtslosen Draufgängerei hechten und jetzt, wo die territoriale Festsetzung Frankreichs am Zugang zum Mitteländischen Meer und damit zum Suezkanal in den Bereich der Wahrscheinlichkeit tritt, sehr unfreundlich zur Zurückhaltung mahnen, zeigen gerade, wie die fortwirkenden kapitalistischen Interessen alle in Verträgen verbrieft Freundschaft über den Haufen werfen. Auch die friedliche, einvernehmlich eingeleitete „Penetration“ bereitet Konflikte vor, deren blutige Austragung nur die Kraft des organisierten internationalen Proletariats Widerstand leisten kann. Unschonend reicht die Macht der französischen Arbeiterklasse heute nicht aus, um den Bourgeoisstaat in seiner stürmischen verfahrenenden Annexionspolitik zu hemmen, so wie ja auch die belgische Arbeiterpartei die Annexion des Kongo nicht verhindern konnte. Um so notwendiger ist die Weiterarbeit an ihrer Konsolidierung zu einem starken und tatkräftigen, vom Geist des revolutionären Sozialismus belebten Organismus.

Deutsches Reich.

Von der preussischen Polenpolitik.

Das Posener Tagesblatt teilt folgende Ziffern über die Fortschritte der „Arbeit“ der Kolonisationskommission in diesem Jahre mit: Im Posenschen wurden von der Kommission 7344,53 Hektar, in Westpreußen 1975,75 Hektar angekauft. Zusammen kamen in die Hand der Kolonisationskommission 9320,28 Hektar. Gleichzeitig meldet das genannte Blatt, daß hauptsächlich deutscher Boden angekauft worden ist, was die Triebkräfte des junkerlichen Fatalismus trefflich kennzeichnet. Der Junker schwärmt für die Polenverfolgung, denn er verkauft dank dieser Verfolgung der preussischen Ansiedlungskommission seinen Boden zu Preisen, die er auf privatem Wege nie erzielen könnte. Die Regierung ist mit den bisherigen Resultaten der Polenpolitik bekanntlich nicht zufrieden, sie plant neue Ausnahmegesetze. Wie die Danziger K e u e s t e n R a c h r i c h t e n mitteilen, hat die Regierung schon eine neue Vorlage in Vorbereitung, die der preussischen Duma nunmehr zugehen soll. Die Vorlage wendet sich gegen die Tätigkeit der polnischen Parzellationsbanken. In den Regierungskreisen ist man bisher unschlüssig, ob diese Vorlage direkt den Charakter eines umfassenden Ausnahmegesetzes tragen, oder ob sie sich formell nur auf die Tätigkeit der Parzellierungsbanken in Preußen beziehen soll. Man weiß noch nicht, ob der neue Reichszentraler den Polen schon heute die Faust zu zeigen beabsichtigt. Auch der Umstand muß berechnet werden, daß man durch die Einbringung der Vorlage die bevorstehende Landtagsession verlängern müßte, was man vermeiden will. Aber ist es auch ungewiß, ob das neue Ausnahmegesetz schon jetzt dem Landtag zugehen soll, so ist es doch gewiß, daß es vorbereitet wird.

Einen schmerzlicheren Fußtritt könnten die Regierungskatastrophen aus der polnischen Reichstagsfraktion nicht zu fühlen bekommen. Sie verteidigten ihre volksverräterische Zustimmung zum Steuerraubzug damit, daß sie mit dieser Zustimmung den Fürsten Bülow, den Polenreffer, zu stürzen beabsichtigten. Bethmann-Hollweg wird ihnen nun bald einbläuen, daß es sich bei der preussischen Polenpolitik nicht um Personen, sondern um das System handelt. Diese wohlverdiente Lektion wird auch auf die Massen der Bevölkerung ihren Einfluß nicht verfehlen. Sie wird die Auflehnung gegen die polnischen bürgerlichen Parteien noch verstärken und die Stimmung gegen die Schlachtischen und Talmi-Demokraten weiter erregen. Wie weit diese Erregung des Volkes fortgeschritten ist, darüber berichtet der Kurjer S o n s k i, das Organ des „Demokraten“ Korjanty, mit den Worten:

Das Volk verfolgt uns überall mit Klüchen und sagt: Ihr habt uns verraten!
Wir wollen hoffen, daß die Polenpolitik der Regierung diese heilsame Stimmung noch verstärken wird.

Die Unterstützung der Tabakarbeiter.

Die neuen Ausführungsbestimmungen für die Entschädigungen an Tabakarbeiter sind vom Bundesrat verabschiedet worden. Wie die Tägliche Rundschau meldet, sollen die Unterstützungen nicht nur den Tabakarbeitern, sondern allen Arbeitern, die in verwandten Berufen beschäftigt sind, gewährt werden. Unterstützungsberchtig sind alle Arbeiter, die in der Zeit zwischen 15. August 1909 und 14. August 1910 infolge des neuen Tabaksteuergesetzes entlassen oder geschädigt worden sind. Voraussetzung ist, daß der Geschädigte vor dem 15. August 1909 ununterbrochen mehr als 200 Tage (!) beschäftigt gewesen ist. Bei Beschwerden über die Ablehnung eines Gesuches können (!) Arbeiter-Vertrauensmänner gehört werden. Der Berechnung der Unterstützung wird der Tagelohn zugrunde gelegt. Die Unterstützung beträgt bei Verdienstentfälligung die Differenz, hinter der der Gewinn hinter dreiviertel des vorjährigen Ar-

beitslohnes zurückbleibt, bei Arbeitslosigkeit dreiviertel des durchschnittlichen Lohnes, im Falle besonderer Dürftigkeit ausnahmsweise der volle Betrag des früheren Durchschnittslohnes.

Sollten sich die Angaben der Täglichen Rundschau bewahrheiten, dann hätte der Bundesrat allerdings das Wunder fertig gebracht, mit den wenigen Broten des Unterstützungsfonds den rechtlich begründeten Ansprüchen auf Unterstützung der arbeitslosen Tabakarbeiter zu genügen. Es wird nämlich nur eine verschwindend kleine Zahl von Tabakarbeitern die Unterstützungsbedingungen erfüllen können, denn nur sehr wenig Tabakarbeiter haben in den Krisenjahren 1908—1909 die letzten 200 Tage „ununterbrochen“ Beschäftigung gefunden. Mit dieser Bedingung würde aus der Verfügung des Bundesrats keine Wohlfahrtsmaßregel, sondern eine blutige Verhöhnung der Darbenden.

Ein Wahlstandal.

Die unverkürzte Wahlbeeinflussung, die bei den Rattowiger Gemeinderatswahlen — wie wir bereits meldeten — von den Freisinnigen ausgeübt wird, nimmt immer standalösere Formen an. Erst drohte der Bürgermeister den Beamten, die nicht katastrophisch wählen würden, alle Gefahren und Folgen der Reichstagslosigkeit an, und heute ist die Rattowiger Zeitung bereits in der Lage, den härtesten Trumpf zur Einschüchterung der Beamtenwähler auszuspielen. Sie berichtet:

Wie uns von geschätzter Seite mitgeteilt wird, hat der Kaiser am Mittwoch während der Jagd in Reudersberg Veranlassung genommen, sich mit Herrn Polizeirat Mähler über den Ausfall der Stadtverordnetenwahlen in Rattowik zu unterhalten und sich eingehend informieren zu lassen.

Welche Wirkung diese Propaganda für die katastrophischen Kandidaten auf die Beamtenwähler ist, davon zeugt folgende an den Eisenbahnminister gerichtete Depesche der Eisenbahnbeamten:

Ev. Exzellenz entbieten die heute aus Anlaß der Stadtverordneten-Stichwahlen im Deutschen Haus versammelten 600 Rattowiger Eisenbahner ehrerbietigsten Gruß und erklären öffentlich, daß ihnen jede Unterstützung des Votums fernliege, und daß sie sich ihrer Pflichten als Staatsbeamte bei der bevorstehenden Stichwahl bewußt sein werden. Wähler aus Staatsbeamtenpflicht! Siehe, der neueste preussische Standal?

Eisenach-Deernbach.

Nachdem der Reichstagsabgeordnete Schäd sein Mandat nun endgiltig niedergelegt hat, steht im Wahlkreis Eisenach-Deernbach ein neuer Wahlkampf bevor. Im Jahre 1907 wurden Schäd in der Stichwahl gewählt mit 9834 Stimmen gegen 9500 Stimmen, die auf unsern Genossen Leber entfielen. Die Stimmenverteilung bei der Hauptwahl war: Schäd 6985, der nationalliberale Kandidat 6089, Leber (Soz.) 7875.

Die Ansichten, den Kreis zu erobern, sind für uns günstig. Seit 1884 sind die sozialdemokratischen Stimmen im Kreise stetig gewachsen. Die Sozialdemokratie ist seit 1898 unter den im Wahlkreise vertretenen Parteien die stärkste. 1903 zählte sie 6018 Stimmen, während auf die Nationalliberalen 3585, auf den Freisinn 2049, auf das Zentrum 1313 und auf den Antisemiten 2145 Stimmen fielen; in der Stichwahl siegte der nationalliberale mit 8560 Stimmen gegen 7835 sozialdemokratische. Im Jahre 1905 erzielte der Sozialdemokrat 6709, der Nationalliberale 2752, der Freisinnige 2092, der Zentrumskandidat 1112, der Antisemit 4040 Stimmen; in der Stichwahl siegte Schäd mit 10 235 Stimmen gegen 8821 sozialdemokratische.

Die Kieler Werft und das Kieler Gericht.

Die bengalische Beleuchtung, die in Kiel die dunklen Tiefen der preussisch-deutschen Verwaltung erhellt, wird immer effektvoller. Während vorher nur bekannt war, daß ein Teil der Prozessakten gestohlen wurde, sollte am Sonnabend bewiesen werden, daß Akten gefälscht und daß gefälschte Briefe in die Akten geschmuggelt wurden. Der Kieler Werftstandal wädft sich zum Standal der preussischen Gerichtsverwaltung aus.

Die Verhandlung am Sonnabend brachte das Gutachten des Gerichtshemmers Dr. Jeserich über die weiteren von der Staatsanwaltschaft als gefälscht bezeichneten Briefe und Schriftstücke. Dr. Jeserich bekundet, daß verschiedene Schriftstücke mit einer Zinte hergestellt wurden, die der im Gefängnis benutzten gleichartig ist; eine Anzahl Briefe sind mit einer Zinte geschrieben, die mit der im Gefängnis gebrauchlichen identisch, aber durch Mischung verändert sein kann. Es werden dann die Briefe vorgelesen, aus denen die Anklage folgt, daß mit den in ihnen enthaltenen Bezeichnungen „Balbos“, „Mehores“ usw. die Angeklagten Heinrich und Ehrumst gemeint sind. Andre zur Verlesung kommende Briefe sollen darthun, daß nicht Heinrich und Ehrumst, sondern der schon verstorbene Werftspezialer Klünder damit gemeint ist. Von diesen Briefen nimmt die Anklage bekanntlich an, daß sie im Gefängnis hergestellt und dann unter die Akten geschmuggelt sind. Die Briefschreiber, die Angeklagten Frankenthal und Hermann Jacobsohn erklären fast durchweg, sie könnten sich nicht mehr auf den Sinn der Bezeichnung „Balbos“ usw. besinnen, weil die Briefe schon zehn Jahre alt seien, auf jeden Fall sei aber Magazinleiter Heinrich nicht damit gemeint gewesen. In einem Briefe vom 20. Januar 1902, von Jacobsohn an Frankenthal geschrieben, findet sich folgender Satz: „Können Sie nichts dazu tun, daß B. das Leben schwer gemacht wird? Sie müssen Balbos sagen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt, wenn er uns keine Schwierigkeiten macht. Ehrumst, der Mehores, muß ihm Geld geben und dann nachher anzeigen.“ Das Wort Ehrumst war hier von dem Briefschreiber total unkenntlich gemacht. Durch photographische Untersuchung Dr. Jeserichs gelang es jedoch festzustellen, daß das unkenntlich gemachte Wort Ehrumst heißt heißen soll. Die Anklage behauptet, daß mit „Balbos“ der Magazinleiter Heinrich und mit „Mehores“ der Aufseher Ehrumst gemeint ist, und daß letzterer versuchen sollte, den ersteren zu bestechen. Von den Angeklagten wird dies jedoch ganz entschieden bestritten. Montag wird die Verlesung der Briefe fortgesetzt.

Obstruktion im bayrischen Landtage.

Bei den Steuerverhandlungen im bayrischen Landtage kam es am Sonnabend zu erregten Austritten. Das Zentrum versuchte, bei der Beratung des Umlagegesetzes — nachdem der Minister v. Brettrich die Annahme eines Kompromisses der bürgerlichen Parteien empfohlen hatte — die Minorität zu verewaltigen, und den Entwurf in ununterbrochener Sitzung zu erledigen. Eine erregte Geschäftsordnungsdebatte folgte, als das Zentrum den Verlagsungsantrag der Liberalen und Sozialdemokraten ablehnte. Das Haus halte wider von entrüsteten Zurufen und Gegenrufen, untermischt vom Läuten der Präbidentenklode. Noch stürmischer wurde die Sitzung, als das Zentrum die Einlocl-Annahme einer Reihe von Artikeln beantragte. Schließlich wandte sich ein liberal-sozialdemokratischer Antrag, dagegen, daß das Gesetz heute noch verabschiedet werde. Auch dieser Antrag wurde vom Zentrum und seinen agrarischen Verbündeten niedergestimmt. Nachdem Liberale und Sozialdemo-

Kraten damit gedroht hatten, sich nicht mehr an der Sitzung zu beteiligen, wurde die Beratung — unter ungeheurem Lärm im Hause und auf den Tribünen — auf Mittwoch vertagt.

Badische Finanzen.

Der badische Finanzminister Donsell legte am Sonnabend in der Zweiten Kammer das Finanzgesetz für 1910/1911 vor, das mit einem Fehlbetrag von 13,9 Millionen abschließt. Dieser wird durch eine Erhöhung der Biersteuer, die am 1. Januar 1910 erfolgen soll, auf 6,9 Millionen vermindert. Wie der Minister ausführte, wurde der Staatshaushalt auch im letzten Jahre durch die wirtschaftliche Depression ungünstig beeinflusst, was hauptsächlich in einem Rückgang des Ertrags der direkten und indirekten Steuern seinen Ausdruck gefunden habe. Von größerer Einwirkung auf die Finanzen seien ferner die finanziellen Beziehungen zum Reich. Er bedauere die Ablehnung der Erbschaftsteuerreform im Reichstage; leider sei auch eine Bindung der Matrifalarbeiträge nicht erfolgt. Als dunkelsten Punkt des Haushalts bezeichnete er die Lage der Eisenbahnfinanzen; die Eisenbahnschuld dürfte Ende 1910 etwa 520 Millionen betragen. Die Anforderungen des außerordentlichen Etats seien mit 8.400.121 Mark vorgesehen. Der Minister schloß, der Fehlbetrag sei zwar ernst zu nehmen als die Fehlbeträge früherer Jahre, die Finanzlage gebe aber trotzdem „zu Verbesserungen keinen Anlaß“.

Schließlich tröstete Herr Donsell die Volksvertretung mit der Versicherung, daß für den finanziellen Entwicklungsgang kein Anlaß zu Besorgnissen vorliege. Er meinte:

„Die Staatseinkünfte haben, wenn man die Ungunst der Zeit berücksichtigt, in immerhin befriedigender Weise sich entwickelt — ein Zeichen der im allgemeinen wirtschaftlich gesunden Verhältnisse und des — wenn auch gegenwärtig, wie wir hoffen dürfen, aber nur vorübergehend verlangsamten — Wachstums des Wohlstandes in unserem Lande. Was den Staatshaushalt jetzt und wohl noch für eine Reihe von Jahren am empfindlichsten beschwert, ist der in erhöhtem Maße zu leistende Zuschuß zur Tilgung, vielleicht auch wieder zur Verzinsung der Eisenbahnschuld. Diese Last muß, wenn unsere Finanzen dauernd in Ordnung bleiben sollen, getragen werden; und das Land wird dazu die Kraft haben.“

Mit der Phrase vom wachsenden Wohlstand in Baden steht in direktem Widerspruch die großartige Wahlkundgebung der badischen Arbeiter gegen die unverträgliche Ausbeutung. Erfreulich ist, daß außer der Eisenbahnschuld das Ministerium keine Pumpgründer aufzuweisen hat. Diese große Schuld würde ihm sofort „vergeben“ werden, wenn Baden seine Staatsbahnen verstaatendend in die Hände Preussens abtreten wollte, wie es Preußen getan.

Berlin, 29. November. Der Bundesrat erklärte sich in seiner letzten Plenarsitzung damit einverstanden, daß der Entwurf einer neuen Fernspreckgebührenordnung beim Reichstage wieder eingebracht wird.

Die Wirkungen des Volkserrats kommen bei den Nachwahlen deutlich zum Ausdruck. Bei den Stimmzettelwahlen am 25. Januar 1907 fand in den sechs Wahlkreisen Landau, Schneeburg-Stolberg, Koblenz, Rodburg, Landsberg-Soldin und Halle 171.190 Stimmen abgegeben, wovon 60.238 auf Sozialdemokraten entfielen. Bei den Nachwahlen, die in der Zeit vom 20. Juli bis 20. November stattfanden, sind bei den Hauptwahlen 155.047 Stimmen abgegeben worden, wovon 72.184 auf Sozialdemokraten entfielen. Die Stimmen der bürgerlichen Parteien gingen also von 110.000 auf 83.488 zurück, während die Stimmen der Sozialdemokraten von 60.238 auf 72.184 stiegen. Dem Verlust der bürgerlichen Parteien von 27.420 Stimmen steht ein Gewinn der Sozialdemokraten von 11.928 Stimmen gegenüber. Das ist das Resultat von sechs Nachwahlen zum Reichstag. Hierzu treten die großartigen Wahlsiege der Partei in den städtischen und ländlichen Gemeinden.

Die Reichseinnahmen an Zöllen, Steuern und Gebühren in der Zeit vom 1. April bis 31. Oktober dieses Jahres ergeben einen Mehretrag von 130.000.000 Mk. gegenüber den Einnahmen des gleichen Zeitraumes im Jahre 1908. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, daß im Rechnungsjahre 1908 die tatsächlichen Einnahmen um 136.000.000 Mk. hinter dem Vorausschlag zurückgeblieben waren, und daß der Vorausschlag für 1909 nur um 55.000.000 Mk. geringer ist als der für 1908. Außerdem ist diesmal das Ergebnis der neuen Zölle und Steuern, darunter Nachzölle und Nachsteuern, im Betrage von ungefähr 30.000.000 Mk. mit in Rechnung zu setzen.

A. Nach dem Fest. Die badischen Nationalliberalen bekommen schon jetzt Wink aus Heidelberg, wo ihre Regisseure sitzen, damit sie sich nicht von der Linken umgarnen lassen. Die Heidelberger Zeitung warnt ihre Lesenden vor den „Linken“:

„Was jetzt hat man häufig die Erfahrung gemacht, daß die Nationalliberalen sich durch weitgehende Forderungen außerhalb des Rahmens des Möglichen stellen. Wenn das z. B. beim Elementargebühren und bei der Reform des Gemeindefiskus, wahlrechtlich auch diesmal wieder der Fall sein sollte, dann helfen alle guten Wünsche in Bezug auf das Zusammengehen nichts, dann bleibt man eben doch auseinander und die Arbeit muß wohl oder übel von den Nationalliberalen und dem Zentrum zusammen gemacht werden.“

Das ist der Zug nach links, den der liberale Block vor den Wahlen dem Volke verkündete! Jetzt erklärt sich ein führendes liberales Organ bereit, die Frage des Gemeindefiskus und die Schulfragen gemeinsam mit dem Schnapsboden zu lösen.

Keine Unterstützung. Vor etwa zwölf Wochen fanden die durch die Tabaksteuer in Mitleidenhaft gezogenen Tabakarbeiter von D. H. A. (Schlesien) ihre Unterstützungsgesuche an die zuständige Behörde ein. Vor sechs Wochen wurden die Anträge wiederholt und bis heute sind die Antragsteller noch ohne jeden Beistand. Die Wahlen der preussischen Bureaukratie mahlen langsam, wenn es sich um notleidende Arbeiter handelt.

Ueber ein seltsames Wahlbild ist aus Bunzlau i. Schl. zu berichten. Hier hat sich der gesamte Ordnungsmißmach gegen die Sozialdemokratie geeinigt. Sie brachten auch richtig gegen unsere Partei eine Stimmenmehrheit auf; der bürgerliche Kandidatenklingel wurde gewählt. Unter diesen neugewählten bürgerlichen Stadtverordneten befindet sich auch der Vorsitzende Schuberz des Ortsvereins der Bunzlauer Buchdrucker-Gesellen. Ein Freigewerkschafter als bürgerlicher Stadtverordneter ist jedenfalls etwas Neues.

Wegen angeblicher Beleidigung des Reichsverbandshauptlings Liebert wurde Genosse Dunit von der Frankfurter Volkstimme zu 300 Mk. verurteilt. Der Vorsitzende Amtsarbeitsrat Müller beantragte sich derartig, daß der Verteidiger wegen Vereinträchtigung der Verteidigung seine Tätigkeit einstellen mußte. Liebert hatte bekanntlich einmal das Urteil im Peter-S. Prozeß einen Schandstempel für das ganze deutsche Volk genannt. Es geschah ihm nichts. Es ist nur gut, daß nicht alle Kritiker der deutschen Justiz Exzellenzen und Generalkonstanten sind.

Kleine politische Nachrichten. Zum Oberpräsidenten der Provinz Schlesien ist der anhaltinische Staatsminister v. Dallwitz ernannt worden. — Der polnische Reichstagsabgeordnete für Posen, von Chrzastowski, hat sein Mandat niedergelegt. — Die Wuhliche Wahrheit ist jetzt infolge des Dabiel-Prozesses verschwunden und darf nicht mehr ausgelegt werden. — Der

französische General Verand wurde in Paris von einem algerischen Franzosen aus noch nicht feststehenden Gründen verwundet. — Der Daily Telegraph berichtet, daß die Auflösung des englischen Parlaments wahrscheinlich am 8. Januar erfolgen werde. Die Neuwahlen dürften dann am 15. Februar stattfinden. — Wie die Wäcker melden, fand zwischen den türkischen Truppen und den aufständischen arabischen Stämmen von Muntell am persischen Meerbusen wieder ein blutiger Zusammenstoß statt. Die Aufständischen sollen über zweihundert, die türkischen Truppen sechzig Mann verloren haben.

Rußland.

Flottenrüstungen.

Petersburg, 29. November. Zu dem mehrfach besprochenen Plan der von der russischen Marine in Aussicht genommenen vier Dreadnoughts erfährt der Korrespondent des Reichsbureaus von zuverlässiger Seite, daß sich hier zwei Parteien gegenständig stark betämpfen. Die eine Partei wünscht, daß der Bau in Lande vorgenommen wird, die andere Partei will den Bau der Schiffe englischen Firmen übertragen. Es sind mit England auch bereits eingehende Verhandlungen, die sehr geheim gehalten worden sind, geführt worden; Verhandlungen, die bis fast zum Abschluß gediehen sind. Man hat bisher nur deshalb geögert diesen Plan der Öffentlichkeit zu unterbreiten, weil die für die Reorganisation der Flotte erforderlichen Mittel in Höhe von 300 Millionen Rubel fehlen und englische Firmen den Bau auf Kredit ausführen resp. einen Anleihe aufgenommen werden müßte. Es bestehen hier Zweifel darüber, ob die Duma eine solche Kreditforderung bewilligen wird. Es ist deshalb beabsichtigt, das Projekt, als der Landesverteidigung dienlich, überhaupt nicht der Duma zu unterbreiten.

Rumänien.

Die Eröffnung des Parlaments.

Die Parlamentsöffnung wurde am 28. November eröffnet. Die Thronrede unterstreicht speziell das gute Verhältnis zum Dreilbund, während sie für Rußland nur ein nichtsagendes Kompliment hat. Was sie alles über das Wachstum des Reichtums des Landes erzählt, ist natürlich offizieller Optimismus, der desto schmeichlicher wirkt, weil die rumänische Erde das Blut der massenhaft erschossenen Bauern noch nicht eingesen hat. Die Affäre Rakowski wieder beleuchtet vortrefflich den Wert der Festeisen von der Weiterentwicklung der Kultur im Balkanlande.

Türkei.

Die Türkei als Vorbild für Westeuropa.

Der Petersburger Reiz wird aus dem Kaukasus über folgenden Vorfall berichtet: Ein russischer Armenier, der wegen der Zugehörigkeit zur revolutionären armenischen Organisation Dashnakzuntjun von den russischen Polizeibehörden verfolgt wurde, flüchtete ins türkische Gebiet. Das russische Bezirksamt forderte von dem Wali des türkischen Grenzgebietes die Herausgabe des Flüchtling, aber dieser erklärte kurz und bündig, „die konstitutionelle Türkei könne Personen, die wegen politischer Ansichten und Taten von der russischen Regierung verfolgt werden, nicht ausliefern“.

Nicht nur das zaristische Rußland, nicht nur das halbabsolutistische Deutschland, sondern auch die republikanische Schweiz müßte diese Antwort des türkischen Beamten als Ohrfeige betrachten, und vor Scham erröten, wenn sie sich nicht durch die Hoffnung trösten könnten, daß der Freiheitsgeist auch bei den türkischen Keulungen bald verschwinden wird.

Nordamerika.

Der Luftmilitarismus.

Newport, den 28. November. Mit dem für den Luftkrieg bestimmten Armeegeld wurden gestern Schießübungen vorgenommen. Es wurden auf einen Fesselballon in 500 Fuß Höhe insgesamt zwanzig Schüsse unter einem Winkel von 27 Grad abgegeben, die jedoch sämtlich ihr Ziel verfehlten.

Diese Nachricht bestätigt die Meinung erster Fachmänner, daß es mit der Verwendung des Luftschiffes zu Kampfwzwecken noch weite Wege haben wird, nicht nur, weil die Geschwindigkeit der Luftschiffe usw. bis jetzt nicht genügend groß ist, sondern weil auch ihre Armierung sehr große Schwierigkeiten verursacht.

Sächliche Angelegenheiten.

Soziale Ausschüsse der Handelskammern.

Das Ministerium des Innern hat vor einigen Monaten den Entwurf von Bestimmungen über die Einrichtung eines Ausschusses der Handlungsgehilfen und technischen Angestellten bei den Handelskammern veröffentlicht, um den Angestellten Gelegenheit zur Prüfung und Geltendmachung von Wünschen zu geben. Zu diesem Entwurfe hat der Deutsche Wertmeisterverband ein Schreiben an das Ministerium gerichtet, worin in mehrfacher Beziehung Änderungsvorschläge zu diesem Entwurfe gemacht werden. Nach dem Entwurfe der Regierung werden als wahlberechtigt diejenigen Personen bezeichnet, die „mit höheren technischen Dienstleistungen betraut“ sind, während diejenigen, die mit der Leitung oder Aufsichtigung des Betriebes oder einer Betriebsabteilung beauftragt und in § 133 a der Gewerbeordnung ausdrücklich neben ihnen genannt sind, nicht berücksichtigt worden sind. Der Wertmeisterverband verlangt deshalb die Einbeziehung der Werkmeister und Betriebsbeamten in den Entwurf. Der Wertmeisterverband wünscht weiter — solange die von ihm geforderten paritätischen Arbeitskammern, an die die Wertmeister als selbständige Abteilung mit besonderen Wahlen und Beisthern angegliedert werden sollen, nicht eingeführt sind —, die sozialen Ausschüsse bei den Handelskammern so auszugestalten, daß sie als ein Ersatz für die Arbeitskammern mit Angestelltenabteilungen angesehen werden können. Es wird deshalb verlangt, daß die Ausschüsse paritätisch sind und nicht nur als sachverständiges Organ der Handelskammern dienen, sondern selbständige Befugnisse erhalten sollen, sowie daß die Ausschüsse selbständige Anträge an die Handelskammern und andre Behörden stellen können. Die Einrichtung solcher Ausschüsse soll durch Gesetz allen Kammern vorgeschrieben werden. Schließlich beantragt der Wertmeisterverband noch, daß die Altersgrenze für das aktive Wahlrecht auf 21 Jahre herabgesetzt und auch den weiblichen Angestellten das Wahlrecht eingeräumt wird. Die Eingabe schließt: „Da die von uns geäußerten Wünsche nur dem entsprechen, was in dem Entwurfe eines Arbeitskammergesetzes, und größtenteils auch in dem bayerischen Gesetze über die Einrichtung von sozialen Ausschüssen bei den Handelskammern vorgesehen ist, dürfen wir wohl auf wohlwollende Prüfung und Berücksichtigung rechnen.“

Die Stadtverordnetenwahlen in Dresden. Freitag, den 2. Dezember, werden in Dresden die Stadtverordneten-ergänzungswahlen vorgenommen. Die diesjährigen Wahlen sind in mancherlei Hinsicht bemerkenswert. Dresden hat bekanntlich ein reines Verfassungswahlrecht. Die Wähler werden nach ihren Verufen in fünf Gruppen geteilt; außerdem werden die Wähler, die über und unter 10 Jahre Bürger sind, in zwei Altersklassen geteilt. Dieses Wahlrecht hatte man im Jahre 1905 aus Furcht vor dem Eindringen der Sozialdemokratie in das Stadtverordnetenkollegium gemacht. Man rechnete damit, daß die Sozialdemokratie nach diesem Wahlrecht mit 12 Mandaten vertreten sein werde. Diese Zahl von Mandaten sprach man der Sozialdemokratie anhängig zu, indem man Arbeiter usw. in die Gruppe B zu-

ammenfaßte, wo natürlich ein Sieg der sozialdemokratischen Kandidaten sicher war. Während die Gruppe B ihre Kandidaten mit 8000 bis 9000 Stimmen wählt, gehen die Kandidaten der übrigen Gruppen mit weit geringeren Stimmengahlen aus der Wahl hervor. Bei den erstmaligen Wahlen nach dem neuen Wahlrecht im Herbst 1905 gelang es der Sozialdemokratie nicht nur in der Gruppe B (Arbeiter) vier Kandidaten durchzubringen, sondern auch in der Gruppe D (selbständige Gewerbetreibende) wurden wieder zwei Sozialdemokraten gewählt. Sechs Mann stark hielt die Sozialdemokratie Anfang 1906 ihren Einzug in das Dresdner Stadtverordnetenkollegium. Hätte sich der Vorgang in Gruppe D bei den nächsten Wahlen wiederholt, wäre die sozialdemokratische Fraktion 18 Mann stark geworden. Bei den Wahlen 1905 war aber in dieser Gruppe ein Erfolg nur durch Zersplitterung der Bürgerlichen möglich. 1906 und 1907 wurde durch geschlossenes Vorgehen der Bürgerlichen ein Sieg der sozialdemokratischen Kandidaten in der Gruppe D verhindert. Es wurden nur je 4 Sozialdemokraten gewählt, so daß nach vollständiger Ergänzung des Kollegiums noch dem neuen Wahlrecht insgesamt 14 Sozialdemokraten in Stadthause saßen. Diese Zahl ist inzwischen auf 19 gestiegen, weil an Stelle des verzogenen Genossen Uhlitz ein bürgerlicher Erbsmann einzog. Genosse Uhlitz war damals in der Gruppe D gewählt worden. Bei den bevorstehenden Ergänzungswahlen wird es sich nun darum handeln, ob es uns gelingt, außer in der Gruppe B auch in der Gruppe D siegreich durchzubringen. Es scheitert mit Ende dieses Jahres fünf Genossen aus. Gelingt es uns bei der diesjährigen Wahl nicht, unsere Kandidaten zum Siege zu bringen, dann wird die Sozialdemokratie mit dem Verlust von einem Mandat aus dem Wahlkampf hervorgehen. Die Wahl ist auch infolge von Bedeutung, als die Stadtverordneten erstmalig auf sechs Jahre gewählt werden, weil die Ergänzungswahlen nur noch aller zwei Jahre vorgenommen werden. Der Wahlkampf ist äußerst heftig. Die Situation ist für uns die denkbar beste.

Denkschrift über die Schiffsabgaben. Wie die Allgemeine Korrespondenz erfährt, ist den Bundesregierungen die angekündigte, vom Ministerialdirektor Dr. Peter S. ausgearbeitete und vom preussischen Staatsministerium genehmigte Denkschrift über die wirtschaftliche und finanzielle Bedeutung der geplanten Schiffsabgaben zugegangen. Die Denkschrift wird heute vom Reichsanzeiger veröffentlicht.

Die Frage der Schiffsabgaben wird in den nächsten Tagen auch in der badischen Zweiten Kammer zur Sprache gebracht werden. Von liberaler Seite ist dort nachstehende Interpellation eingebracht worden: „Was kann die Regierung über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen betreffend die Schiffsabgaben mitteilen? Hat die Regierung mit andern Bundesstaaten Fühlung genommen, um die dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben drohende Gefahr abzuwenden?“

Nationalliberale Mittelstandsarbeit. Zur Fehlung des Mittelstandes sind innerhalb der nationalliberalen Partei von der Parteileitung folgende Ausschüsse gebildet worden: 1. für Geistesliche, Lehrer und Beamte; 2. für Industrie, Privatbeamte und Arbeiter; 3. für Handel und Kleinhandel; 4. für Landwirtschaft; 5. für Vereinfachung der Staatsgeschäfte. — Der Ausschuß für den Mittelstand fehlt noch. Deshalb nennt man das Ganze „nationalliberale Mittelstandsarbeit“.

Wenn ein Offizier vor dem Kriegsgericht als Angeklagter steht, sind meist militärdienstliche Interessen gefährdet und damit der Ausschluß der Öffentlichkeit begründet. So auch, als vor dem Kriegsgericht in Chemnitz der Leutnant Kiesel vom 5. Infanterieregiment Nr. 104 wegen Ungehorsams gegen einen Befehl in Dienstsachen und wegen vorläufiger unrichtiger Erstattung einer dienstlichen Meldung zu verurteilt worden hatte. Die Strafe fiel recht gelinde aus, zumal die Strafart die Verurteilung angenehm gestaltet: auf 15 Tage Stubenarrest erkannte das Gericht. Nicht so harmlos war die Verurteilung des Herrn Angeklagten, wenn man nicht annehmen will, daß die Klagenkontrolle nur der Form wegen „ausgeliebt“ wird. Der Herr Leutnant hatte es verschlafen, das kann jedem einmal passieren und ist nicht so schlimm. Aber der Herr Leutnant fand nicht den Mut, das zu bekennen, daß er über eine Stunde zu spät in die Kaserne gekommen war: Er hatte nämlich Klagenkontrolle. Im Kontrollbuche schrieb er die unwahre Meldung ein, daß er früh 8 Uhr 30 Minuten den Kaffee und die Materialien für das Mittagessen gepreßt und für gut und vollständig gefunden habe. Wenn die Kontrolle so lax gehandhabt wird, darf es nicht wundernehmen, daß Unregelmäßigkeiten vorkommen, unter denen die Ernährung der Soldaten leiden muß. Das soll natürlich vermieden werden, deshalb die „harte“ Strafe!

Fälscher Abdel. Der Kommissar für Abelsangelegenheiten im Sächsischen Ministerium des Innern, Regierungsrat Prof. Dr. E. Heydenreich, veröffentlichte in einem Aufsatze in der wissenschaftlichen Zeitschrift der Leipziger Zeitung unter der Ueberschrift: Fälscher Abdel eine Entdeckung, die in den Kreisen der sächsischen Geisteswelt eine gewisse Erregung hervorgerufen hat. Heydenreich berichtet, daß in den letzten Jahren innerhalb und außerhalb Desterreichs eine Anzahl von Prozessen wegen Urkundenfälschung in Abdelangelegenheiten großes Aufsehen erregt haben. Die Fälscher gingen so vor, daß sie entweder durch eine Fälschung einem erwiesenen Stammvater den Abdel „nachgewiesen“, den dieser tatsächlich nie besessen hat, oder aber, daß sie durch Fälschungen in Urkundenbücher und ähnlichen Urkunden eine Abstammung von einem „Edelmann“ zurechneten, der nicht der tatsächliche des die Anerkennung Erwerbenden war.

Ein Nachspiel zur letzten Landtagswahl. Es ist bekannt, in welchem Tone sich vor der Hauptwahl die bürgerlichen Gegner bekämpften, wie sie gegenseitig vom Leber gezogen haben, um nach der Hauptwahl sich gegenseitig an die Bruderkraft zu stützen und gemeinsam gegen den roten Gegner die Front zu richten. Eine Verleumdungsklage des Kaufmanns Kahl, des Geschäftsführers der Chemnitzer Schutzgemeinschaft und Redakteurs der monatlichen Nachrichten des Vereins, an dessen Spitze Wiener steht, gegen den Lehrer Schlerfand, beide in Chemnitz, hatte ihre Grundlage in einer von den Freisinnigen am 23. September im Handwerkervereinshaus abgehaltenen öffentlichen Versammlung. Da soll Schlerfand in einer Entgegnung über die von K. in der Diskussion gebrauchte Aeußerung über die Lehrer zu diesem gesagt haben: „Sie mit Ihrem Schand- und Schmierblatt, Sie sind auch so einer wie der Mann, der behauptet hat, daß Lehrer den Kindern die Weisheit zerbrechen, die sie nicht bei ihnen gekauft haben.“ Das hat diesen Herrn Kahl, der auch nicht der Mann der besten Tonart ist, derart verknüpft, daß er zum Kahl lief. Sch. antwortete mit einer Gegenklage. Danach soll K. ihn mit einer Aeußerung beleidigt haben, in der K. Sch. vorgeworfen hat, wider besseres Wissen in tendenziöser Weise Wiener für die Schäden der Finanzreform verantwortlich gemacht und als mit der konservativen Partei identisch erklärt zu haben. Das ist aber nicht wahr und deshalb enthalte der Vorwurf für ihn — Schierfand — eine Verleumdung.

Schierfand war persönlich erschienen, Kahl war ausgeblieben. Zwischen den Vertretern der freitenden Kämpen waren schon vor Beginn der Verhandlung Vergleichsverhandlungen im Gange, sie kamen aber wegen der Kostenfrage nicht zusammen. Nachdem der Klageninhalt vorgetragen war, bestritt Sch. K. beiläufig zu haben. Dieser habe kräftig auf die Wirtschaftsvereinigung der Lehrer losgeschlagen und ihn damit in Verbindung gebracht. Da habe er entgegnet und die Reformpartei

und die Nachrichten der Schutzgemeinschaft kennzeichnen müssen. Das habe er getan, Kohl aber nicht persönlich genannt und gemeint. Darnach habe er noch gar nicht gewußt, daß R. Redakteur der Nachrichten sei. Dann marschieren die Zeugen mit deren Aussagen aber nicht gut weiter zu kommen war. Es waren Parteifreunde der streitenden Parteien, die zugunsten Parteifreundes und gegen den Parteigegner auslagen. Schließlich kam es doch noch zu einem Vergleich auf Widerruf — weil R. sich nicht erklären konnte. Sch. soll zwei, R. soll ein Drittel der Kosten übernehmen.

Dresden. Das Schwurgericht verhandelte gegen den vorläufigen Staatsanwaltschaftlichen Paul Georg Richter wegen Unerschlagung im Amte. Der 1875 geborene Angeklagte ist beschuldigt, als Beamter seit 1900 bis Juni dieses Jahres in Dresden und nach insgesamt mindestens 19000 M., die er in amtlicher Eigenschaft vereinigte, sich rechtswidrig angeeignet zu haben. Richter gab die ihm zur Last gelegten Handlungen zu. Sein Jahresgehalt betrug zuletzt 2000 M. Seit 17. November 1903 war er Schulgeldeinnehmer in Vorstadt Plauen. Am 1. August dieses Jahres wurde er plötzlich nach der Bauverwaltung versetzt und am 4. August brachte er sich selbst bei der Staatsanwaltschaft wegen Unterschlagung von 19000 M. zur Anzeige. Darauf erfolgte am 6. August die Entlassung des Angeklagten aus dem städtischen Dienste. Richter gab an, durch seine Hände sei viel Geld gegangen; er habe jährlich ungefähr 90000 M. Schulgeldeinnehmer und über 150000 M. in der Verwaltung ausgegeben, keinen Kontrolleur gehabt, die Revisionen seien nicht genügend gewesen, infolgedessen sei er in große Verführung gekommen und habe sich an dem ihm anvertrauten Geldern vergreifen. Richter stellte nicht in Abrede, das unterschlagene Geld in leichtfertiger Weise verthan zu haben. Als der Angeklagte heiratete, brachte seine Ehefrau mindestens 20000 M. bares Geld ein. Sie war auch Mitbesitzerin von fünf Baustellen, die auf 100000 M. geschätzt worden sind. Nachdem Richter das Vermögen seiner Ehefrau verthan, vergriff er sich an den ihm amtlich anvertrauten Geldern. Am 3. September dieses Jahres hat er den Offenbarungseid geleistet. Richter befindet sich seit 9. November in Haft. Er wurde wegen Unterschlagung im Amte zu 3 Jahren Gefängnis und 5jährigem Ehrenrechtsverlust verurteilt.

Freiberg. In der Generalversammlung der Ortskrankenkasse wurde mit 105 gegen 77 Stimmen ein Antrag auf Einführung der Familienunterstützung abgelehnt. Wegen den Antrag wurde aus den Kreisen der Unternehmer opponiert, weil seine Annahme eine jährliche Mehrausgabe von 50000 M. verursache und eine Erhöhung der Beiträge um 17,5 Proz. erforderlich haben würde. Auch ein Antrag auf Verleihung der Pensionsberechtigung an die Kassenangestellten wurde von den Unternehmervertretern abgelehnt.

Plauen. Leo Fall hat an die Neue Postl. Ztg., die ihn über das Aufführungsverbot unterrichtete, folgendes Telegramm geschickt: „Bin dem Stadtrat sehr zu Dank verpflichtet für die ausgesprochene Klage durch Erlaß eines Aufführungsverbot.“ Das ist die richtige Antwort auf die Prüderie des Rats und der Stadtverordneten.

Pirna. Eine unliebsame Überraschung wurde mehreren Personen durch Steuerbeamte bereitet. Diese hatten die Bücher eines Weinhändlers geprüft und gefunden, daß Ende Juli größere Mengen Sekt verkauft worden waren, wovon die Steuerbehörde am 1. August, dem Inkrafttreten des neuen Schenksteuergesetzes, keine Kenntnis hatte. Durch die Bücher erfuhr sie die Namen der Käufer, die wohl oder übel ihre Bestände der Steuerbehörde angeben mußten. Sie haben nun nicht nur die Steuer nachzahlen, sondern auch Strafe zu gewärtigen. Das wird teuer sein.

Kleine Nachrichten aus dem Lande. In der Fabrik der Dresdner Gardinen- und Spitzenmanufaktur in Dresden arbeitet eine Fabrikarbeiterin mit den Haaren in eine Raschne, so daß ihr die Kopfhaut abgerissen wurde. Sie wurde ins Johannstädter Krankenhaus gebracht. — Hauptmann Pögel vom 32. Feldartillerieregiment in Liefa war seit einiger Zeit zur Gefandtschaft in Teheran kommandiert. Dort ist er vor einigen Tagen an den schwarzen Voden gestorben. — In Selbenerdorf fuhr der 21jährige Mäherweber Dehner von der angelegten Nodelbahn beim Burgberg herunter und kam dabei zum Sturz. Den schweren Verletzungen, die er dabei erlitt, ist er jetzt erlegen. — Beim Einhängen der Doppelfenster in einem Wohnzimmer der Realschule in Göbau stürzte der Hausmann Wilhelm Knöschke von der Leiter und schlug mit dem Kopf auf die darunter befindlichen Bänke auf. Er trug eine schwere Gehirnerschütterung davon, an der er nach einigen Stunden verschied. — Während des Anzündens des Kronleuchters in der Kirche zu Wehlen brach dieser plötzlich herab. Die Unterjochung ergab, daß das Mittelgelenk des Kronleuchters nicht vernietet gewesen ist. Der andre Kronleuchter befand sich in demselben gefährlichen Zustande. — Als der 20jährige Sohn des Konditors Tischendorf in Riechitz ein N.C. an einer großen Schneehütte im väterlichen Garten baute, stürzte plötzlich die Schneemasse über den Knaben zusammen und verschüttete ihn. Von seinen Kameraden benachrichtigt, eilte schnell der Vater des Kermsten mit Hilfbereiten Personen herbei, es gelang ihnen aber nicht, den Knaben lebend zu bergen, er war inzwischen erstickt. Alle Ueberlebungsversuche erwiesen sich als erfolglos. — Die Ueberlebungsbrücke über den Fischlauf bei Vorkendorf, eine Schwebebrücke, die die Verbindung zwischen der Fischmühle und dem Ort Vorkendorf herstellt, ist in dem Augenblick zusammengebrochen, als mehrere Arbeiter die Brücke passierten, um sich zu ihrer Arbeitsstätte zu begeben. Zwei Arbeiter erlitten schwere Verletzungen. — In Brockau bei Rehschau verunglückte der Schlosserlehrling Richard Fubel dadurch, daß die Petroleumlampe beim Verschärfen explodierte. Der junge Mensch erlitt Verletzungen im Gesicht, an der Brust und den Händen. — Durch die Schnee- und Eisbelastung sind im Plauener Stadtwald einige tausend Stämme umgebrochen worden. — Aus Ue wird berichtet: Der mit heftigen Sturm und Schneegestöber verbundene reichliche Schneefall hat in den ergebirglichen Wäldern, namentlich in den höhergelegenen Gegenden durch Schneeebruch bereits beträchtlichen Schaden angerichtet, der noch ärger werden kann, wenn Tauwind einsetzt. Der Verkehr hat allgemein schwer zu leiden und die Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen sind auf vielen Strecken durch das arge Schneetreiben stark in Mitleidenschaft gezogen worden. — Der 50jährige Handarbeiter Sauer, der an einem Fabrikneubau in Göbern bei Grimma beschäftigt war, brachte auf der Leiter einen Eimer voll Wasser in die Höhe. Mit dem eis- und schneebedeckten Stiefeln glitt er auf den Leitersprossen aus, verlor den Halt und stürzte rücklings aus beträchtlicher Höhe herab. Der Unfallschlag zog sich dem Sturz Schädel-, Schlüssel- und

Bedenkliche zu. Er wurde ins Krankenhaus nach Grimma gebracht, wo er zwölf Stunden nach dem Unfall noch immer bewußtlos lag.

Hus den Nachbargebieten.

Die Hoffnung des Freisinn.
Ueber den Wahlausfall in Halle a. S. stellt natürlich die ganze bürgerliche Presse Betrachtungen an. Und diese Betrachtungen sind natürlich je nach dem politischen Standpunkte sehr verschieden. Am interessantesten ist es natürlich, die bürgerliche Presse in Halle selbst zu verfolgen. Hören wir, was die freisinnige Saalezeitung schreibt:

„Die freisinnige Volkspartei wie ihr treuer Verbündeter, die nationalliberale Partei unserer Stadt, die erfreulicherweise von Anfang an mit den konservativen Schültern an Schulter gekämpft, war sich von vornherein, als es in diesen Wahlkampf ging, der an Schärfe seinesgleichen sucht, in dem auf beiden Seiten mit einer Leidenschaft gerungen worden ist, wie man sie selten in der Wahlagitation finden wird, bewußt, daß unter keinem glücklichen Stern gesiegt wurde. Es muß immer und immer wieder betont werden, daß nicht die Chancen des bürgerlichen Kandidaten mehr erschwert hat, als die allgemeine wirtschaftliche Depression, als der Kampf um die Existenz, den in erster Linie die unteren Schichten und ein Teil des Mittelstandes heute führen müssen. Kommt nun eine Regierung, die durch eine unglückselige Steuerpolitik, wie sie uns der schwarz-blaue Mist bescherte, in dieses allmähliche Feuer noch Öl gießt, dann muß sich ja die Zahl der Frömmsten mehren, die nicht in Frieden leben können. . . Kurzfristig und falsch ist es deshalb, wenn man, wie es in der heutigen Wahlbetrachtung des konservativen Heiligen Blattes geschieht, die Schuld an der Zunahme der sozialdemokratischen Stimmzettel der Liberalen Presse zuschiebt, die — so wird heute behauptet — sich nicht genug tun konnte in der Beurteilung der Finanzreform, weil sie nicht ganz nach Wunsch ausgefallen war.“ Es wäre ein vernichtender Schlag gegen die Traditionen einer Volkspartei, wenn diese die nicht nur von liberaler Seite auf schärfste bekämpfte Finanzreform ruhig einstecken wollte, ohne sich zu mühen. Sollten die liberalen Parteien, nachdem sie einen Streich auf die linke Wade bekommen hatten, nunmehr auch noch die rechte Wange geduldig präsentieren? . . . Wir behaupten, daß, wenn die liberale Presse nicht mit dieser Schärfe, wie es geschehen, auf Scylla und Charybdis aufmerksam gemacht hätte, zwischen denen das Reichsschiff hindurchgefahren ist, die Zahl der sozialdemokratischen Wähler noch um Tausende und abermal Tausende vermehrt worden wäre. Mit Recht hätte der kleine Mann sich gesagt: Man sieht es ja, nur die Sozialdemokraten wagen es, der Regierung die Wahrheit zu sagen. . . Darüber zu streiten, ob es konservative oder liberale Bürger gewesen sind, die als Wähler rote Stimmzettel abgegeben haben, ist überflüssig. Der Verkürzungen gibt es in beiden Lagern genug; darüber lohnt kein Streit. Es lohnt auch nicht, Betrachtungen darüber anzustellen, warum in den Landstädten und Landgemeinden genau 1208 Stimmen für den bürgerlichen Kandidaten (6100 gegen 7488 Stimmen bei der letzten Wahl) weniger abgegeben worden sind, während die Stimmen für Herrn Kunert ungefähr gleich blieben. Denn diese Ziffern hätten den bürgerlichen Kandidaten auch nicht herabgehauen.“

Für den halleschen Liberalismus gilt heute das Wort, das Arndt einst geprägt, daß das Volk und der Mensch im Unglück Haupt und Herz zu würdigem Stolz erheben müssen. Deshalb den Blick vorwärts in die Zukunft, aufwärts zu den Sternen! An die Aufklärungsarbeit! Bei Philippi sehen wir uns wieder!“

Der Freisinn hofft noch! Daß indes für den Freisinn nichts mehr zu hoffen ist, lehrt folgende Tabelle über die Entwicklung der Stimmenverhältnisse bei den Reichstagswahlen im Saalkreise:

| Jahr | Kons. | Konsp. | Natl. | Freis. | Lib. | Freis. | Dem. | Soz. | Antl. |
|---------|-------|--------|-------|-----------|-------------------|--------|------|-------|-------|
| 1871 | 18048 | — | 4498 | — | — | — | — | 68 | — |
| 1874 | 1891 | — | — | 6508 | — | — | — | 1250 | — |
| 1877 | — | — | — | — | 9204 | — | — | 2928 | — |
| 1878 | — | 4837 | 9270 | — | 26. Ver. | — | 48 | 1046 | — |
| 1881 | 1410 | — | 4522 | — | 4261 | — | — | 1187 | — |
| Stimm. | — | — | 5816 | — | 7050 | — | — | — | — |
| 1884 | — | — | 8080 | — | — | 5901 | 58 | 3635 | — |
| Stimm. | — | — | 9405 | — | — | 9484 | — | — | — |
| 1887 | — | — | 11590 | — | — | 7406 | — | 6500 | — |
| Stimm. | — | — | 12440 | — | — | 14851 | — | — | — |
| 1890 | — | — | 9477 | — | — | 7625 | — | 12808 | — |
| Stimm. | — | — | 18440 | — | — | 10222 | — | 15109 | — |
| 1893 | — | 8735 | — | — | — | 17881 | — | 12991 | — |
| Stimm. | — | — | — | — | — | 14127 | — | — | — |
| nach 90 | — | 8734 | — | Frei. Sp. | — | 7230 | — | 15687 | 4268 |
| 1898 | — | — | 8888 | 8296 | Kons. u. Liberale | — | 50 | 17840 | 705 |
| Stimm. | — | — | 15905 | — | — | — | — | 19511 | — |
| 1903 | — | — | — | 9067 | 9491 | — | — | 20439 | — |
| 1907 | — | — | — | 25240 | — | — | — | 21941 | — |
| 1908 | — | — | — | 22547 | — | — | — | 20020 | — |

Die sozialdemokratischen Stimmen bewegen sich, wie man sieht, in einer ganz regelmäßigen aufwärts gerichteten Linie. Die freisinnigen Stimmen dagegen bewegen sich in umgekehrter Richtung. Doch der Freisinn hofft trotzdem!

Wahlrechtsantrag in Schwarzburg-Sondershausen.
Im Landtage des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen ist von bürgerlicher Seite der Antrag auf Einführung der geheimen Wahl gestellt worden. Das Fürstentum hat ein Dreiklassenwahlrecht — die dreihundert höchstbesteuerten wählen 6 Abgeordnete, die beiden andern Klassen, nach preussischem Muster, ebenfalls je 6 Abgeordnete — und außerdem hat der Fürst das Recht, 6 Landtagsabgeordnete zu ernennen. Dem wunderlichen Gebilde, das man dort Landtag nennt, gehört kein Sozialdemokrat an.

Halle a. S. Zu Beginn des neuen Jahres baut der Eisenbahnklub in der Nähe von Müdenstein bei Bitterfeld ein großes Kraftwerk zur Einführung des elektrischen Betriebes auf der Staatsbahnstrecke Magdeburg-Bitterfeld-Leipzig-Halle. Das Werk soll auch für den später geplanten elektrischen Bahnbetrieb Berlin-Halle dienen.

Weißenfels. Bei den Stadtverordnetenwahlen in Teuchern wurden drei weitere Sozialdemokraten gewählt. Sämtliche Sitze der dritten Abteilung sind in sozialdemokratischen Händen.

Gerichtssaal.

Reichsgericht.

Das Kopierbuch als Urkunde. Eine für Geschäftsleute interessante Frage wurde vom Reichsgericht behandelt, nämlich die, ob das Kopierbuch eine Urkunde ist. Es handelte sich um einen Strafprozeß gegen den Orgelbauer und Stadtverordneten Georg Schuster, der am 3. Juli vom Landgericht Bauhen wegen Urkundenfälschung zu drei Monaten und drei Jahren Ehrverlust verurteilt worden ist. Sein Kopierbuch hat nummerierte Blätter. Erst nachträglich hat er auf ein bestimmtes Blatt einen Brief abgeklatscht, um zu beweisen, daß er ihn zu der fraglichen Zeit geschrieben und auch abgesandt habe. Von dieser „Urkunde“ machte er vor Gericht Gebrauch. In seiner Revision bestritt der Angeklagte die Beweiserheblichkeit des Kopierbuchs. Der Reichsanwalt war gleicher Ansicht und beantragte Freisprechung. Das Reichsgericht hob das Urteil auf und verwies die Sache an das Landgericht zurück, da es nicht ausgeschlossen sei, daß die Tat unter einem andern Gesichtspunkte als strafbar erachtet werde. Im übrigen wurde ausgesprochen, daß das Kopierbuch unter Umständen als beweiserhebliche Urkunde angesehen werden kann. In der Begründung wurde ausgeführt: Der Senat steht auf dem Standpunkt, daß das Kopierbuch unter Umständen eine beweiserhebliche Urkunde bilden kann. Es ist bei Erörterung dieser Frage natürlich nicht darauf Gewicht zu legen, welche Art Beweisraft dem Kopierbuch als Ganzem beizumessen; das wird sich verschieden gestalten, je nachdem dem Kopierbuch die gesamte Korrespondenz einverleibt ist oder nur die des Geschäftsherrn. Auf die Frage, welcher Grad von Beweiserheblichkeit einer Urkunde zukommt, und was zu beweisen sie geeignet ist, kommt es für den Begriff der Urkunde nicht an, wenn sie nur irgend etwas beweisen kann. Das Kopierbuch kann als einheitliche Urkunde in Betracht kommen, soweit es die vom Geschäftsherrn ausgehende Korrespondenz, in zeitlicher Reihenfolge geordnet, gesammelt enthält und aus diesem Grunde angenommen werden kann, daß die darin enthaltene Korrespondenz die gesamte vom Geschäftsherrn ausgegangene ist und daß ein Brief, der darin nicht enthalten ist, auch nicht geschrieben und abgesandt worden ist. Es kommt dabei aber auf die innere Beziehung der zu einem Buche vereinigten einzelnen Schriftstücke an. Diese innere Beziehung ist dann gegeben, wenn die betreffenden Schriftstücke ein einheitliches Ganzes, die gesamte Geschäftskorrespondenz bilden.

Das gerettete Plauen.

Die Bretter, die die Welt bedeuten sind hochgeschätzt bei all den Leuten, Die bildungshungrig und nicht dumme; Auf deutsch nennt man sie: Publikum.

Das sucht hier in den höhern Sphären Die Seele und den Geist zu nähren An Mimit, Dichtkunst und Lust, Und andern Tags an der Kritik.

Doch selber kann ich nicht bestreiten, Die Bühne hat auch Schattenseiten, Weil Satan oft die Bühnenkunst Durch Sittenlosigkeit verhungert.

Ich will hier schwelgen von gewissen Vorgängen hinter den Kulissen, Von denen man nicht gerne spricht; Denn, Gott sei Dank, man sieht sie nicht.

Wenn aber frech bei offener Rampe So eine Schauspiel-Zugenschlampe Sich zeigt auf ihres Bühnen Arie, Alsdann, o Publikum, entflieh!

In Plauen, in der Stadt der Klöße (Die niemals unter Kindersopgröße), Dort, wo der Freisinn frei regiert Bar's, wo ein solcher Fall passiert.

Hier ging einst ein Familienvater Ganz ahnungslos in das Theater Mit seiner Gattin leuch und hold, In Seelenreinheit gleich dem Gold.

Bald sah man rings (mit leisem Prickeln) Die „Luftige Witwe“ sich entwickeln, Dem Chemann schlug das Stadtratsherz, Verstohlen schielte er seitwärts.

Dort sing was an sich zu entladen: „Wer hat dir bloß dies Stück geraten?“ „Deraus aus diesem Sündenpfuhl!“ So sprach Frau Stadtrat. Ihm ward's schwnl.

Mit ungeheurer Entrüstung Verschwand sie von der Logenbrüstung. Floh mit dem Gatten ohn' Abde Das Haus der Sünde standepoh . . .

Schon in der nächsten Stadtratsitzung Gab's allgemein Gemütsberührung Von wegen solcher Schweinerei — Ein Antrag P. troch aus dem Ei . . .

Das war vor ungefähr zwei Jahren, Doch hab ich dies erst jetzt erfahren, Aus Anlaß einer raschen Tat Vollbracht von Plauens Magistrat.

Jetzt en blich feimt Herrn Pegoolds Samen, Denn kürzlich fand mit Ja und Amen Gesesekraft ein Spielverbot, Das frei macht von Gewissensnot.

Die „luftige Witwe“ und so weiter — Und dieses stimmt mich ziemlich heiter — Ist nunmehr gänzlich, kurzerhand Aus Plauen ewiglich verbanni. —

Heil dir, du Stadt der schönsten Klöße! Wo gib's noch solche Sittengröße? Die so fürs Gute heiß entbrannt? Du stehst allein im Waterland!

Saty.

Nickau-Biere ringfrei führen sich wegen vorzüglicher Qualität und Bekömmlichkeit immer mehr ein.

Leipziger Angelegenheiten.

Leipzig, 29. November.
Geschichtskalender. 29. November 1707: Der Opernkomponist Gaetano Cappioli in Bergamo geboren. 1802: Der Dichter Wilhelm Hauff in Stuttgart geboren. 1808: Der Architekt Gottfried Semper in Hamburg geboren. 1839: Der Dichter Ludwig Angenruber in Wien geboren. 1878: Massenauweisungen von Sozialdemokraten aus Berlin.

Sonnenaufgang: 7,47, Sonnenuntergang: 3,50.
Monduntergang: 10,17 vorm., Mondanfgang: 5,20 nachm.

Wetter-Prognose für Dienstag, den 30. November:
Geschäfte nordwestliche Winde, bedeckt, Tauwetter, zeitweise Regen.

Wahl der Arbeitervertreter zur Sozialversicherung.

Unter verhältnismäßiger Stille vollziehen sich gegenwärtig zum drittenmal die Wahlen der Vertreter für die unteren Verwaltungsbehörden auf Grund des § 62 des Invalidenversicherungsgesetzes: der Ausschüsse und Vorstände unserer Versicherungsanstalten, der Beisitzer bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung, der Vertreter zu den Landesversicherungsämtern, dem Reichsversicherungsamt und den Berufsgenossenschaften zur Begutachtung der Unfallverhütungsvorschriften. Die Wichtigkeit der Wahlen für die Arbeiter tritt schon äußerlich dadurch in die Erscheinung, daß es sich dabei um etwa 7000 Arbeitervertreter für die unteren Verwaltungsbehörden, 350 derzeitige Vertreter bei den Ausschüssen und 54 bei den Vorständen der Versicherungsanstalten, 4300 Arbeiterbeisitzern bei den Schiedsgerichten, 250 Arbeitervertretern bei dem Reichsversicherungsamt und den Landesversicherungsämtern und 2220 Vertretern zur Begutachtung der Unfallverhütungsvorschriften, also rund 14200 Personen, handelt. Ein ziemlich umfangreicher Apparat.

Die Wahlen der Vertreter für die unteren Verwaltungsbehörden, die in der Hauptsache von den Krankenkassenständen vorzunehmen sind, bilden gleichfalls die Urwahlen. Für sie bestehen in allen Bundesstaaten Wahlordnungen, die meist die Vornahme der Wahl für die Zeit vom 1. Oktober bis 15. November vorsehen. Die Wahlen sind daher fast überall erledigt. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, sind sie vielfach nicht so günstig für die Arbeiterschaft ausgefallen, wie das letztmal. Das liegt in letzter Linie an den sehr ungünstigen Bestimmungen der Wahlordnungen. Diese räumen erstens für jene Versicherten, die keiner Orts-, Betriebs- oder Innungskrankenkasse angehören, den Gemeindebehörden das Wahlrecht ein, und zweitens bevorzugen sie in ganz auffälliger Weise die kleinen Betriebs- und Innungskrankenkassen gegenüber den großen Ortskrankenkassen. So haben nach der preussischen Wahlordnung jene Wahlkörper, die nicht mehr als 50 Versicherte besitzen, eine Stimme; bei mehr als 50 haben sie zwei, bei mehr als 100, aber nicht mehr als 200, drei Stimmen. Für je weitere 100 Versicherte kommt eine Stimme hinzu. Im Königreich Sachsen haben Wahlkörper bis 100 Versicherte eine Stimme, bei 100 bis 500 Versicherten zwei, bei 500 bis 1000 drei, bei 1000 bis 2000 vier Stimmen. Für je weitere 1000 Versicherte kommt eine Stimme mehr dazu. Ähnlich sind die Wahlordnungen in den übrigen Bundesstaaten.

Es ist danach möglich, daß eine Anzahl kleiner Betriebs- und Innungskrankenkassen eine große Ortskrankenkasse mit weit mehr Mitgliedern als jene Klassen zusammen haben, doch überstimmen kann. Dazu kommt noch, daß die Gemeindebehörden, da sie ja das Wahlrecht mit besitzen, mitunter selbst Kandidaten vorgeschlagen haben. Nicht als früher sind auch Überempfehlungen vorgekommen; so haben z. B. auf Veranlassung der Behörden Besprechungen der Kassenvorstände stattgefunden, bei denen man die Ortskrankenkassen ausgeschaltet hat usw. In Sachsen wurden die Wahlen auf jene Tage verlegt, in denen die Bogen der Landtagswahlbewegung am höchsten gingen. Bei den zukünftigen Wahlen, die voraussichtlich unter andern gesetzlichen Einrichtungen stattfinden, wird die Arbeiterschaft rechtzeitig darauf bedacht sein müssen, solche Beschränkungen ihres Wahlrechts zu verhindern.

Die gewählten Vertreter bei den unteren Verwaltungsbehörden haben in der Zeit vom 15. November bis 31. Dezember, nach Bezirken geordnet, zusammenzutreten, und die Mitglieder der Ausschüsse der Versicherungsanstalten zu wählen. Die Ausschüsse der Versicherungsanstalten nehmen sodann die Wahlen der Vorstände, der Begutachter der Unfallverhütungsvorschriften und der Beisitzer bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung vor. Die Schiedsgerichtsbeisitzer treten dann wieder nach Bezirken geordnet zu Wahlsammlungen zusammen und wählen die Arbeitervertreter für das Reichsversicherungsamt und die Landesversicherungsämter. Sämtliche Wahlen erfolgen auf die Dauer von 5 Jahren.

Die organisierte Arbeiterschaft wird gut daran tun, den nachfolgenden Wahlgängen die größte Aufmerksamkeit zu widmen, um vor Überraschungen gesichert zu sein. Unsere Gegner lassen kein Mittel unverzucht, uns auch auf diesem Gebiete den Wahlerfolg und somit den Einfluß auf die in Betracht kommenden Institute und Körperlichkeiten freitig zu machen.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung darauf Bedacht genommen werden muß, dieses ganze komplizierte Wahlverfahren nach Möglichkeit zu vereinfachen.

Die Frage der Arbeitslosigkeit.

Vor länger als Jahresfrist richtete das Gewerkschaftskartell an die städtischen Körperschaften eine Denkschrift über die Arbeitslosigkeit. Es dauerte ziemlich lange, ehe das Stadtverordnetenkollegium sich bereit fand, die Frage öffentlich zu behandeln. Endlich in der Sitzung am 20. Januar, als die Not der Arbeitslosigkeit aufs höchste gestiegen war, wurde die Frage zur Debatte gestellt. Es dürfte noch in Erinnerung sein, wie die Au-

hörer auf der Galerie wiederholt impulsiv ihrer Entrüstung Ausdruck gaben, als die sozialdemokratischen Anträge auf Unterstützung der Arbeitslosen abgelehnt wurden.

Es wurde nun ein gemischter Ausschuss eingesetzt, der sich mit der Einsetzung eines zentralen städtischen Arbeitsnachweises und der „Möglichkeit“ einer Arbeitslosenversicherung zu beschäftigen und hierüber Bericht an beide städtischen Kollegien zu erstatten habe.

Dieser Bericht ist nunmehr gegeben worden. Unsere Leser sind schon vor einiger Zeit über das ziemlich negative Ergebnis der Arbeiten des gemischten Ausschusses unterrichtet worden. Die Frage der Arbeitslosenunterstützung hält man noch nicht für spruchreif, man legt zurzeit vielmehr das Hauptgewicht auf den Ausbau des Arbeitsnachweises. Zu diesem Zwecke wurde mit den Vertretern der verschiedensten Arbeitsnachweise verhandelt und versucht, einen großen zentralen städtischen Arbeitsnachweis zu begründen. Während die Vertreter der in den Händen von Arbeitern befindlichen Arbeitsnachweise diesem Gedanken zustimmten, wendeten sich die Vertreter der Unternehmensnachweise strikte dagegen, so daß der Plan vorläufig als gescheitert zu betrachten ist.

Nun empfiehlt zwar der gemischte Ausschuss nicht einen rein städtischen Zentralarbeitsnachweis, aber er hält es für zweckmäßig, den jetzigen Vereinsarbeitsnachweis als Kristallisationspunkt für den zukünftigen zentralen, vielleicht (?) dann städtischen, Arbeitsnachweis bestehen zu lassen. Der Ausschuss möchte also den Verein für Arbeitsnachweis vorläufig nicht stören, möchte ihm aber helfend unter die Arme greifen, da die von ihm benutzten Räume durchaus unzulänglich sind.

Auf Grund der Vorschläge des Ausschusses hat der Rat beschlossen, zur Errichtung und Einrichtung eines einfachen Gebäudes für Arbeitsnachweiszwecke auf dem Grundstück Münzgasse 24/26 12500 Mk. zu bewilligen. Die Stadtverordneten werden daher bald über die Angelegenheit zu sprechen haben.

Die Angestellten in den Badeanstalten

richteten im Juli d. J. eine Eingabe an das Stadtverordnetenkollegium, in der sie ihre ungünstigen Arbeitsverhältnisse darlegten und baten, ein Urteilstück zu erlassen, worin die Arbeitsverhältnisse, insbesondere die Sonntagsarbeit in den Bädern einer Regelung unterzogen werde. Die Eingabe wurde damals dem zuständigen Ausschusse überwiesen. In der am Mittwoch abgehaltenen Sitzung sieht nun auch das Konto Väter des Haushaltes zur Beratung, und es ist zu erwarten, daß dabei über die Eingabe sowohl wie auch über die Arbeitsverhältnisse in den städtischen Bädern gesprochen werden wird.

Die Angestellten in den Badeanstalten teilten in ihrer Eingabe mit, daß die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit betrage in den

Table with 2 columns: Category and Hours. Steam bathers 1st class 60-70 hours, 2nd class 70-75 hours. Women bathers 1st and 2nd class: a) summer 80-85 hours, b) winter 75-80 hours. Swimming baths: a) summer 80-85 hours, b) winter 75-80 hours. Open swimming baths 90-100 hours per week.

Eingerechnet ist die Verlängerung der Arbeitszeit an den Sonntagsbädern und die Arbeitszeit (bis mittags 1/2 oder 3/4 Uhr) an den Sonntagen. Erholungsurlaub erhalten die Kassiererinnen zwei Wochen, der Schwimmhallenbademeister eine Woche, der Wannenbademeister und die Wärterin im Wannenbad eine Woche, der Dampfbademeister eine Woche und die Peizer und Schlosser je eine Woche. Ebenfalls eine Woche Urlaub erhält die Schwimmhallenbademeisterin, deren Arbeitszeit sich nur auf einige Stunden des Tages erstreckt.

Die Arbeitszeit der Badewärter in den Brausebädern läuft im Sommer von morgens 6 (im Winter von 7 1/2) Uhr ununterbrochen bis 8 1/2 Uhr abends, Sonnabends bis 10 Uhr. Den Badewärtern in den Brausebädern steht gleichfalls ein jährlicher einwöchiger Urlaub zu.

Ernst Brohmann †.

Wieder hat der Tod einen überzeugungstreuen Sossen aus unsern Reihen gerissen. In der Sonntagsnacht verschied nach langem Krankenlager Gen. Buchhändler Ernst Brohmann im 50. Lebensjahre. Wenigleich er in der großen Öffentlichkeit weniger hervorgetreten ist, so hat er doch im kleinen Kreise um so eifriger für die Ideale der Sozialdemokratie gewirkt. Schon als Primaner wurde er mit dem Gift des Sozialismus infiziert. Erst vor wenigen Wochen hat Brohmann selbst in einem Aufsatz der Jugend-Beilage unsres Dresdner Bruderverlages geschildert, wie er der Sozialdemokratie zugeführt wurde. „Es war am Anfang der achtziger Jahre des verflochtenen Jahrhunderts. Ein neues Sprossen und Keimen schien über die Welt gekommen zu sein. In den Liedern der „Jungen“ klangen Töne und Weisen, wie man sie früher nie gehört. Alte festgewurzelte Anschauungen und Lehren wurden über den Haufen gerannt. An der Stelle des Alten erhob sich eine neue Welt. Es war eine Lust, zu leben. Auch in das modrige Leben unsrer kleinen Residenzstadt drang dieser Umsturzbazillus. Just auf mich setzte er sich. Die Reichstagswahl von 1891 kam ihm zur Hilfe. Ich versah, daß ich ein Schüler, wenn auch der ersten Klasse eines fürstlichen Gymnasiums war. Das Ende vom Liede war, daß ich bereits vor Ostern in die Anstalt verließ und in Dresden in die buchhändlerische Lehre trat. Von einem fürstlichen Gymnasium in eine königl. Volkshandlung! Von dem Regen in die Traufe! Hoffbuchhandlungen sind eben nicht die geeignetsten Stätten, wo ein freihändlerischer, jugendfroher Idealismus sich betätigen kann. Doch am Abend nach der Arbeit und Sonntags, da atmete ich auf. Bald fand ich auch Gelegenheit, sei es bei Spaziergängen an den prächtigen Elbfern, sei es beim Glas Bier oder in Versammlungen, die Ideen einer neuen Zeit weiter in mich aufzunehmen. Ich tat es in vollen Atemzügen, und bald wurde ich in Sachsen seltener Haupt- und Residenzstadt, nachdem ich meine erste Lehrstelle in der Altstadt mit einer andern in der Neustadt vertauscht hatte, Sozialdemokrat mit Leib und Seele.“ Dann schildert Brohmann seine Zusammenkünfte mit Kadern, Liebknecht u. a. und fügt begeistert hinzu: „Not war ich zu hener Zeit und bin es bis heute geblieben. Nun ist er, der sich

für die große und edle Sache des Proletariats so begeistert, durch den Tod abgerufen worden. Er hat den Tag der Freiheit, den er schon vor 25 Jahren in diesen Versen herbeisehnte:

Komme endlich, Tag der Freiheit,
Komme endlich, Tag der Rechte,
Wo verbannt ist alles Böse,
Wo verbannt ist alles Schlechte,
Wo nicht mehr im frechen Stolge
Auf den Armen blüht der Reiche,
Wo die Freiheit herrscht auf Erden
Und das Recht, das eine, gleiche,
Wo nicht mehr vor Königsthronen
Winkeln liegen Heuschreckenscharen,
Wo wir endlich Menschen wieder,
Wie wir es im Anfang waren, usw.

nicht mehr schauen können. Aber das ungünstige Vorwärtsdrängen des Proletariats, besonders in den letzten Monaten, mag ihm die Gewißheit gegeben haben, daß es richtig vorwärts geht, und daß der Tag der Freiheit zur Wahrheit wird, wenn jeder einzelne seine Kräfte einsetzt zum Wohle des Ganzen.

Die Stadtverordnetenversammlung am nächsten Mittwoch wird sich in der Hauptsache wieder mit dem Haushaltsplan für 1910 beschäftigen. Auf der Tagesordnung stehen die Kapitel: Feuerlöschwesen, Bäder, Wasserwerk, Armenwesen, städtische Krankenhäuser u. a. Die Sitzung beginnt abends 6 1/2 Uhr.

Ausstellung von Papierkästen an verkehrsreichen Plätzen der Stadt. Vom Rat der Stadt Leipzig ist beschlossen worden, 20 Stück schmiedeeiserne Papierkästen zu beschaffen und an verkehrsreichen Plätzen der Stadt aufzustellen. Er begründet diese Maßregel wie folgt: Die Unsitte, Papier- und andere Abfälle auf die Straße zu werfen, ist leider in Leipzig außerordentlich verbreitet und scheint immer mehr um sich zu greifen. Da die Straßenreinigung nicht imstande ist, durch fortwährendes Nachräumen wieder Ordnung zu schaffen, so bieten die Straßen und Plätze der Stadt häufig einen unersprechlichen Anblick. Abhilfe soll sich nur dadurch schaffen lassen, daß das Publikum selbst beiträgt, diese Unsitte zu unterlassen. Verschiedene durch die Presse an die Öffentlichkeit gerichtete Mahnungen haben bisher keine Besserung gebracht. Ein besserer Erfolg dürfte erreicht werden, wenn dem Publikum Gelegenheit gegeben wird, diese Gegenstände an bestimmten Stellen, an denen die Öffentlichkeit nicht belästigt wird, niederzuliegen. Zu diesem Zwecke ist vom ins Auge gefaßt worden, an verschiedenen verkehrsreichen Punkten, an denen die erwähnte Unsitte sich recht stark bemerkbar gemacht hat, eiserne Papierkästen aufzustellen. Ihre Aufstellung wird zweckmäßigerweise an Laternenpfeilern oder an den eisernen Ständern der elektrischen Bahnen erfolgen. Wir glauben, daß die Benutzung der Kästen durch einen großen Teil des Publikums nicht ausbleiben wird. Auch dürfte durch eine an den Kästen anzubringende Bekanntmachung, in der darauf hingewiesen wird, daß das Bewerfen von Papier und dergleichen bestraft wird, dem Unwesen wirksam gesteuert werden können. Der Rat ersucht die Stadtverordneten, diesem Beschlusse beizutreten und 640 Mark zu bewilligen.

Koch mit Gas. Von der Verwaltung der Gaswerke wird bekannt gegeben, daß die von ihr veranfalteten Vorträge von Prl. J. Wirth über das Gas und seine praktische Verwertung in Küche und Haushalt, am 8. und 9. Dezember d. J. im Theateraal des Krystallpalastes wiederholt werden. Auch hier wird Prl. Wirth unter Vorführung der verschiedensten Apparate und Verabreichung von Kostproben die Vorzüge der Verwendung des Gases zum Kochen erläutern und ebenso daran anschließend am 9. Dezember einen Instruktionstag abhalten.

Sirenen bei der Eisenbahn. Die Triebwagen der preussischen Staatsbahnen, die eine eigene Kraftquelle haben, waren bisher mit elektrischen Puppen ausgerüstet. Es hat sich aber ergeben, daß die Schallwirkung dieser Puppen auf gewissen Strecken zu schwach ist. Für die neuen Wagen sind deshalb vom Eisenbahn-Zentralamt Motorsirenen vorgeschrieben worden. Auch der preussische Eisenbahnminister hat sich damit einverstanden erklärt, daß die Puppen solcher Wagen, die auf Strecken laufen, wo das Vergehen mit den Puppen nicht genügt, durch eine Motorsirene ersetzt werden. Die Sirene wird mit der nötigen Anschlagbohle in ein gußeisernes Gehäuse eingebaut. Sie braucht eine Anlaufstärke von 12 bis 14 Ampere, eine Dauerstromstärke von 8 Ampere. Eine solche Sirene kostet 180 Mk., der Schalter 40,50 Mk. In jeden Wagen sollen zwei solcher Motorsirenen angebracht werden. Die Anbringung nur einer Sirene, die von beiden Führerständen betätigt werden müßte, hat den Nachteil einer verwickelten Leitungsanlage und würde bei den vorhandenen Wagen teuer sein, als die Anbringung zweier Sirenen. Die Eisenbahndirektion Halle hat außerdem Versuche mit einer Luftpfeife gemacht, die an die Bremsleitung angeschlossen ist. Das Ergebnis dieser Versuche liegt noch nicht vor.

Vom Automobil überfahren und getötet. Gestern vormittag in der 11. Stunde wurde auf dem Rathausring an der Straßenbahnhaltestelle zwischen der Karl-Tauchnitz-Straße und Weststraße ein im neunten Lebensjahre stehendes Kind, namens Martha Jimmy, von einer Kraftdroschke überfahren und sofort getötet. Das Kind ist die Pflanztochter eines in der Probstheider Straße in Dölitz wohnenden Straßenbahnschaffners. Die sich jetzt häufenden Fälle, in denen Personen von Automobilen überfahren, verletzt und — wie im letzten Falle — getötet werden, sollten den Behörden Veranlassung geben, darauf zu achten, daß die für den Automobilverkehr geltenden Bestimmungen auch eingehalten werden. Weitere Unfälle werden gemeldet:

Ein Zusammenstoß erfolgte in der Querstraße zwischen dem Kraftwagen einer Maschinenfabrik und einem Straßenbahnwagen. Der Kraftwagen wurde erheblich beschädigt. Personen sind nicht zu Schaden gekommen.

In der Diebkauer Straße wurde ein zwölfjähriges Mädchen von einem Kraftfahrzeug erfasst und zur Seite geschleudert. Das Kind wurde nicht unerheblich verletzt.

Eines plötzlichen Todes verstarb gestern Abend der Markthelfer Emil Berger aus der Hohen Straße im Albertgarten zu E.-Anger-Crottendorf. Beim Verlassen des Saales überkam ihn ein Unwohlsein, dem bald darauf ein Herzschlag folgte.

Mit Zyanalkali vergiftete sich am Sonnabend in der Ostvorstadt ein 28 Jahre alter Graveur aus Dresden. Der Verweggrund ist nicht sicher aufgeklärt.

Verhaftungen. Ein Hotelknecht wurde in der Person eines 30 Jahre alten Reisenden aus Rotterdam festgenommen. Er hatte in einem Hotel des Ostviertels fluchtartig losgeholt. Als er eine Rechnung von 48 Mk. bezahlen sollte, stellte es sich heraus, daß er keinen Pfennig Geld besaß.

Am Thomaskirchhof wurde ein 20jähriger Handlungsgehilfe wegen ungehörlichen Benehmens aus einer Wirtshaft hinausgebracht. In der Haustür zog der Mensch plötzlich einen Revolver hervor und feuerte zwei Schüsse auf Wirt und Gäste ab. Ein Schuß verletzte einen Handlungsgehilfen an der einen

Homb, zum Glück nicht gefährlich. Der gewalttätige Mensch wurde festgenommen.

Des Diebstahls und der Unterschlagung von Waren machte sich ein 27 Jahre alter Reisender in einem Geschäft des Dierfelds schuldig. Es erfolgte seine Festnahme.

In einem 24 Jahre alten Kellner aus Pöhlau wurde ein Heberzieher festgenommen. Nachweislich hat der Dieb aus hiesigen Lokalen in der letzten Zeit zehn Heberzieher gestohlen und verkauft.

Diebstähle. Mittels Taschendiebstahls wurde in der Hauskur eines Grundstücks der Neuherrn Hallischen Straße einer Frau das Portemonnaie mit 42 Mk. gestohlen, vermutlich von einem Schulmädchen.

In den letzten Tagen sind aus einem öffentlichen Gebäude am Anstandsplatz zwei Winterberzieher im Gesamtwert von 200 Mk. gestohlen worden. Das eine Kleidungsstück war mit Plüschfutter versehen.

Eingebrochen wurde in ein Grundstück der Pfaffenfurter Straße. Die Diebe entwendeten eine größere Anzahl Flaschen Wein.

Fahrraddiebe sind in der Viastraße und in der Delbischer Straße aufgetreten.

Aus der Umgebung.

Markranstädt. Mehr indirekte Steuern verlangt das hiesige Tageblättchen, und das gerade jetzt, wo erst kürzlich, bei der sogenannten Finanzreform, die Schädlichkeit des indirekten Steuersystems so klar und offensichtlich geworden ist. Die Art und Weise, in der das Tageblatt sich für dieses ungerechte System begeistert, übertrumpft noch die Unerschämtheit der deutschen Junkerkasse und bietet zugleich einen Beweis dafür, wie skrupellos die bürgerlichen Prekulis im Interesse der Besitzenden die Wahrheit auf den Kopf zu stellen versuchen. In einem Artikel, der in jedem Satz eine geradezu tröstliche Unkenntnis volkswirtschaftlicher und politischer Dinge verrät, heißt es da unter anderem:

Die letzten Vorgänge in der Reichsfinanzreform haben von neuem den Beweis gebracht, daß die Tendenz unserer heutigen Steuergegebung im Reich immer auf eine Begünstigung des Konsums zum Schaden der Kapitalbildung hinauszuweisen droht. Die Vorliebe der liberalen und sozialdemokratischen Politiker für direkte Steuern ist leicht erklärlich; alle Abgaben, die auch den kleinen Mann treffen und die nach den Abständen einer sozialen Steuergerechtigkeit auch den besessenen, der von allen direkten Steuern befreit ist, sind im höchsten Grade populär, und aus Rücksicht auf die Meinung der Wähler wird daher leicht das Interesse des Reiches hintangestellt, machen sich die Parteiführer nicht selten zu Sklaven rücksichtsloser Maschinen. Denn im Grunde genommen sind die direkten Steuern so liberal wie nur denkbar. Sie bedeuten einen Verzicht auf persönliche Freiheit, sie sind ohne Befähigungen des privaten Erwerbseinkommens durch obrigkeitliche Nachforschungen und Eingriffe nicht durchführbar. Man verzichtet leider unter der Suggestion eines falsch gewählten und unerfüllbaren Gerechtigkeitsideals, daß am Bestehen des Staates alle gleichmäßig interessiert sind, daß auch alle dafür Opfer bringen müssen, und zwar nicht allein durch die Wohlhabenden, und daß zur Erreichung dieses idealen Zieles die indirekten Steuern allein diesem demokratischen Gedanken erst Leben geben.

Es gehört wirklich eine beispiellose Dreistigkeit dazu, angeht die der fortgesetzten Belastung der notwendigen Lebens- und Genußmittel von einer Tendenz zur „Begünstigung des Konsums“ zu reden, und mit der inhaltlosen Phrase, „daß am Bestehen des Staates alle gleichmäßig interessiert sind“, die indirekten Steuern als gerecht und als ideales Ziel hinzustellen. Nicht nur Sozialdemokraten, auch bürgerliche Politiker haben die Ungerechtigkeit des indirekten Steuersystems nachgewiesen. So stellt der Redakteur der Kölnischen Zeitung — jedenfalls ein ganz unverdächtigter Zeuge — auf Grund der Berechnungen von Neumann fest, daß der reiche Mann mit einem Einkommen von 100 000 Mk. verhältnismäßig hundertmal weniger Steuern zahlt, als ein Arbeiter, der sich und seine Familie mit einem Einkommen von 800 Mark durchschlagen muß. Die Einwohner Markranstädt haben sich mit lautem Protest gegen den Raubzug der Besitzenden auf die Taschen der Konsumenten gewandt. Und da kommt das Blättchen, das sich rühmt, in Markranstädt außergewöhnlich viel gelesen zu werden und empfiehlt mehr indirekte Steuern, ein Beweis, für wie verblödet es seine Leser halten muß. Besonders die arbeitende Bevölkerung, die unter der ungerechten Belastung am allermeisten zu leiden hat, sollte alles aufwenden, den Abonnentenstand dieses Blättchens auf die „Höhe“ zu bringen, die es verdient. Kein Arbeiter kann eine Zeitung unterstützen, die seine Interessen so mit Füßen tritt.

Barthmannsdorf. In der am 27. November abgehaltenen Gemeinderatsitzung erstattete die Rechnungs-Prüfungskommission Bericht über die Gemeindeabrechnung für das Jahr 1908 und erklärte, dieselbe in bester Ordnung vorgefunden zu haben. Nach dem Bericht stellt sich die Abrechnung wie folgt:

| | Einnahme | Ausgabe | Ueberschuß |
|------------------|-------------|-------------|-------------|
| Gemeindekasse | 4920.21 Mk. | 2401.05 Mk. | 1938.16 Mk. |
| Schulkasse | 3305.15 " | 2871.92 " | 433.23 " |
| Armenkasse | 969.07 " | 476.75 " | 492.32 " |
| Feuerschuttkasse | 16.20 " | 11.56 " | 4.64 " |
| Brunnenkasse | 7.— " | 4.— " | 3.— " |
| Summe: | 9637.53 Mk. | 5765.28 Mk. | 2872.25 Mk. |

An Steuererklärungen sind zu verzeichnen 110.07 Mk., aus dem Jahre 1907 sind 32.99 Mk. an rückständigen Steuern eingegangen. Die Gemeindeabrechnung liegt vom 28. November ab vier Wochen lang zur Einsichtnahme im Gemeindeamt aus. — Es wurde beschlossen, die über den Bahndörper nach Anauindorf führende Straße abzutreiben und mit Kies zu versehen. — Ferner wurde beschlossen, noch zwei Straßenlaternen aufzustellen zu lassen, und zwar zwischen den Gärten von Thelle und Schumann und zwischen Wegig und Schöffel. — Zur Kenntnis gebracht wurde ein Schreiben der Amtshauptmannschaft über die Wahl zum Wasseramt. — Von einer Offerte der Firma Gebr. Himmelsbach in Freiburg in Baden wegen Lieferung von Material für den Bau des zu errichtenden Elektrizitätswerkes des Gemeindeverbandes der Amtshauptmannschaft Leipzig wurde Kenntnis genommen. — Ein Besuch des Vereins Frauenheim in Borsdorf zur Leistung eines jährlichen Beitrages für die Fürsorgeanstalt ließ der Gemeinderat auf sich beruhen.

Laucha. Aus dem Gemeinderat. In der letzten Sitzung des Stadigemeinderats stellte der Vorsitzende mit, daß das Ministerium die Einführung der revidierten Städteordnung für Laucha genehmigt und das diesbezügliche Ortsstatut gebilligt habe. Die sich nötig machenden Ergänzungswahlen (2 Anstellige, 1 Unanständige) für das Stadtverordnetenkollegium und eines Ratmitgliedes soll in die Wege geleitet werden, so daß sie Anfang Januar 1910 vollzogen werden können. — Eine Sparrassenrevision hat zu keinerlei Monitis Veranlassung gegeben. — Eine Anregung, die Vieh- und Ferkelmärkte einzuführen, lehnte das Kollegium ab. — Die Hebammen am Orte suchten in einer Eingabe a. um die

Errichtung einer Sterbekasse, b. eine Entschädigung bei gesetzlicher Verhinderung des Erwerbes (Krankheit, Alter, usw.), c. Schutz gegen Unterbietung in Entbindungsfällen, d. eine Umgebungsentschädigung in Fällen der Herbeiführung auswärtiger Hebammen bei Entbindungen nach. Nach längerer Debatte wurde beschlossen, zu a.: den Hebammen den Eintritt in die Drückerkasse zu empfehlen; zu b.: von Fall zu Fall nach die Entscheidung der jeweiligen Umstände zu entscheiden; zu c.: gegebenenfalls ein behördliches Disziplinarverfahren vorzuziehen und zu d.: diese Entschädigung auf 12 Mk. für jeden Fall festzusetzen, die den Drückerkassen anteilig zuzuführen soll, vorbehaltlich der Zustimmung der einbezirkten Drückerkassen. — Dem hiesigen Gestellmacherverein wurde zu seiner Ausstellung die städtische Turnhalle unter den üblichen Bedingungen zur Verfügung gestellt. Die Mehrheit bewilligte dem Verein außerdem ein Extrageschloß von 40 Mk. aus dem Stadtkasse zur Stützung eines Ehrenpreises. — Außerdem wurden noch einige Vorkerkennungsarbeiten genehmigt und ein Baugesuch des Turnrats an den Bauausschuß verwiesen.

Deßau. Öffentliche Einwohnerversammlung. Aus Anlaß der im Dezember stattfindenden Gemeinderatswahlen hatte der sozialdemokratische Verein eine Versammlung einberufen, in der vom Genossen Hermann Gerhardt das kommunale Wahlprogramm erläutert wurde. Hierauf erstattete Genosse Großmann Bericht über seine zweijährige Tätigkeit im Gemeinderat. Der Verfall, den seine Ausführungen fanden, sowie seine Wiederbestellung als Vertreter der vierten Wählerklasse bewiesen, daß Großmann das vollste Vertrauen seiner Wähler besitzt. Als Erfahrungsmann der vierten Klasse wurde Genosse Hermann König, als Erfahrungsmann der dritten Klasse Genosse Karl Zeiger gewählt. Die Wahl findet Sonntag, den 5. Dezember, nachmittags von 3 bis um 6 Uhr, statt. Das Wahllokal der dritten Klasse ist der Leipziger Hof, die vierte Klasse wählt im Mittelpunkt.

Wentau. Der Handel an den drei Sonntagen vor Weihnachten. Nach einer Bekanntmachung des Bürgermeisters sind am 5., 12. und 19. Dezember dieses Jahres die Ehr-, Material- und Fleischwarenläden vormittags von 7 bis um 9 und dann vormittags von 11 bis abends um 7 Uhr, alle anderen Handelsgeschäfte aber von vormittags 11 Uhr ab bis abends um 9 Uhr ununterbrochen geöffnet.

Eilenburg. Aus der städtischen Verwaltung. In der letzten Stadtverordnetenverwaltung wurden u. a. die Sonderhaushaltpläne für das Jahr 1910 beraten. Vorher gab Bürgermeister Dr. Veltan einen kurzen Ueberblick über den Verwaltungsbericht, in dem er unter anderem eine Verwirklichung des Gedankens der baldigen Errichtung eines Elektrizitätswerkes in Aussicht stellte. Fast wie ein Bedauern klang es, daß man nichts mehr von einer Verwirklichung des Militärs hört, wodurch die „Hofnung“, Eilenburg zur Garnison avancieren zu lassen, bedeutend schwindet, eine Stimmung, die bei den mit Steuern allzu reichlich bedachten Bürgern wenig Widerhall finden wird. — Von den Haushaltplänen seien nur die wichtigsten angeführt. Für die Volksschulen sind 10 400 Mk. Einnahmen und 133 450 Mk. Ausgaben, und für die Mittelschule 28 000 Mk. Einnahmen und 65 800 Mk. Ausgaben eingestellt. Genosse Raute monierte, daß auch im Etatsjahre noch 3000 Mk. für Schulgebäudeerweiterung angelegt seien, was vom Bürgermeister damit begründet wurde, daß die Uebergangszahl länger als ein Jahr dauere. — Verdrängter Widerspruch rief der Etat der höheren Mädchenschule hervor, eine Ständes- und Klassenkasse, die eine immer steigende Belastung der Stadtklasse bedeutet. Der Zuschuß aus der Stadtkasse beträgt 11 500 Mk. Genosse Raute betonte, daß er diese Schule schon bei ihrem Entstehen bekämpft habe. Der Entwurf nahm 55 Schülerinnen an, der Etat von 1910 rechnet mit 32 Schülerinnen. Der Entwurf brachte 5000 Mk. Schulgeld in Ansatz, der Etat von 1910 rechnet mit 3520 Mk. Der Entwurf nahm 12 450 Mk. Ausgabe an, der Etat von 1910 18 100 Mk. Der Schulgeldentnahme von 3520 Mk. steht eine Ausgabe von 15 100 Mk. gegenüber, so daß die Stadt 11 500 Mk. ausgeben muß. Bei den 32 Schülerinnen kommen auf jede 2-3/4 Schillerinnen. Ein Schüler der Volksschule und Mittelschule kostet der Stadt einen jährlichen Aufschuß von 50 Mark, am Realgymnasium 120 Mk., eine höhere Tochter aber kostet der Stadt jährlich 800 Mk. Die bürgerliche Mehrheit stimmte schließlich den Forderungen des Magistrats zu. — Die Konten Armenverwaltung (Einnahme 7500 Mk., Ausgabe 28 650 Mk.), Krankenhaus (Einnahme 22 200 Mk., Ausgabe 35 200 Mk.), Armen- und Siechenanstalt (Einnahme 627 Mk., Ausgabe 8300 Mk.) und Gaswerk (Einnahme 157 020 Mk., Ausgabe 131 077.50 Mk.) wurden genehmigt. Stadtv. Raute brachte verschiedene Wünsche vor. Er bat, die Straßen morgens 1/4 oder 1/2 Stunde länger zu beleuchten. Ebenso sei die Beleuchtung der Kreuzung beim vorderen Viehplatz in der Nähe der Lieblichen Badeanstalt notwendig. Wasserwerk (Einnahme und Ausgabe 30 000 Mk.), Berge zur Heimat (Einnahme und Ausgabe 7500 Mk.). Beim Sonderhaushaltplan Hauptküstungskasse (Einnahme und Ausgabe 21 505.78 Mk.) wünschte Genosse Raute die Einstellung einer höheren Summe für Straßenspülungen. Ferner erbat er, eine gründliche Wohnungsuntersuchung vorzunehmen, denn es gebe eine Reihe von Wohnstätten, die nicht bewohnbar seien. Man möge eine genaue Statistik aufstellen und sie der Stadtverordnetenversammlung bekanntgeben. Auch wüßte er sich darüber, daß die Unterbeamten nicht gegen Krankheit versichert sind. — Der Haushaltplan für 1910 balanziert in Einnahme und Ausgabe mit 632 500 Mk. Bürgermeister Dr. Veltan stellte mit, daß für Kreiszwede dieses Jahr 19 Pro. erhoben werden müssen. Es sind demnach fünftausend insgesamt 144 Pro. Zuschlag zur Einkommensteuer, 194 Pro. zu den Realsteuern zu entrichten. Die Einnahmen und Ausgaben sind im Etat in folgender Weise festgelegt: 1. Grund-eigentum. Einnahmen 33 420.38 Mk., Ausgaben 22 281.20 Mk. 2. Staats-, Provinzial- und Kreiszwede. Einnahme 310 Mk., Ausgabe 31 500 Mk. 3. Gemeindeanstalten und Einrichtungen. Einnahmen 48 905 Mk., Ausgaben 54 491 Mk. 4. Bauverwaltung. Einnahme 1250 Mk., Ausgabe 22 831 Mk. 5. Polizeiverwaltung. Einnahme 12 000 Mk., Ausgabe 15 227 Mk. 6. Für kirchliche Zwecke. Einnahmen 430.28 Mk., Ausgaben 1150 Mk. 7. Schulverwaltung. Einnahmen 43 000 Mk., Ausgaben 255 083.50 Mk. 8. Armenverwaltung. Einnahmen 7500 Mk., Ausgaben 28 650 Mk. 9. Kapitalverwaltung. Einnahmen 3577.90 Mk., Ausgaben 67 032.50 Mk. 10. Steuerverwaltung. Einnahmen 278 175 Mk., Ausgaben 33 785 Mk. 11. Zentralkontrollverwaltung. Einnahmen 628 Mk., Ausgaben 129 838.71 Mk. 12. Extracurriculum. Einnahmen 128 000 Mk., Ausgaben 15 700.25 Mk. Das gesamte Budget wurde gegen die Stimmen der Sozialdemokraten genehmigt.

Gerichtssaal.
Schwurgericht.
Körperverletzung mit tödlichem Ausgange. Am 10. August d. J. wurde dem im Steinbrüche von Günther u. Friedler in Benda beschäftigten 23 Jahre alten Steinbofsever Friedrich Paul Keilich aus Rammerei mitgeteilt, daß der 27-jährige Steinbofsever Lange mit seinem Fahrrad fortgefahren sei, um Schnaps zu holen. Hierüber war Keilich aufgebracht und äußerte, daß er dafür dem Lange ein auswischen wolle. Er lauerte nun auf der Straße dem Lange auf, und als dieser gefahren kam, forderte er ihn auf, abzuspringen, und sagte, das sei sein Rad. Lange erwiderte aber, das Rad gehöre Müller. Im Laufe des Streites zog der Angeklagte den Lange vom Rad herunter und schlug ihn sechs- bis achtmal mit der Faust an die linke Seite des Kopfes. Lange ist infolge der Mißhandlung auf der Stelle gestorben, da ein Bluterguß ins Gehirn stattgefunden

hatte. Als Lange am Boden lag, führte der Angeklagte das Rad, das in Mitleidenschaft nicht ihm, sondern dem Müller gehörte, fort und wollte sich an seine Arbeitsstätte begeben. Von seinem Arbeitskollegen wurde er jedoch aufmerksam gemacht, was er getan hatte. Nun telephonierte er schnell nach dem Krug, der aber nur den eingetretenen Tod konstataieren konnte. Lange hinterließ eine Witwe mit sechs Kindern. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß der tote Lange die vorausgehende Nacht durchgezogen und auch bereits den Tag viel Alkohol getrunken hatte; der Polizeiarzt stellte ebenfalls fest, daß bei der Sektion die Leiche nach Alkohol gerochen habe. Der Tod sei infolge der durch die Schläge hervorgerufenen Untergriffe erfolgt, der giftige Alkohol werde den Tod beschleunigt haben. Ein Gehirnschlag sei ausgeschlossen, das Gehirn war völlig normal. Keilich wurde wegen seiner Tat zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Von der Spar- und Gewerbebank ein Darlehen erschwindelt. Der 27 Jahre alte ehemalige Lehrslehrer und spätere Versicherungsagent Ludwig Friedrich Schmidt, in Wühlitz-Graben, der 47 Jahre alte Geschäftsführer Karl Martin Ernst Wendorf in L. Connewitz sowie die 28 Jahre alte Ehefrau Friederike Wilhelmine Anna Schütz werden beschuldigt, am 15. Februar 1907 die Spar- und Gewerbebank dadurch absichtlich geschädigt zu haben, daß sie dem Direktor Sauer über ihre Vermögenslage falsche Angaben machten und ihn dadurch bewogen, dem Schütz ein Darlehen von 400 Mk. zu gewähren. Schütz stellte bei der genannten Bank den Antrag auf Gewährung des Darlehens, während er Wendorf als Bürgen angab und mittelste. Er lebte von seinem Erbe, er sei Gutsbesitzer und seine Frau besitze ein Vermögen von 60 000 Mk. Wendorf ging nun mit Frau Schütz zur Bank und unterzeichnete den Bürgschaftsschein, ebenso Frau Schütz, die aber mit „Helene Wendorf“ unterzeichnete und dadurch bei der Bank den Glauben erweckt, sie sei die Ehefrau Wendorf. Schütz hat Wendorf ermächtigt, er solle dem Direktor Sauer nur etwas vormachen, die Frau meinte, er möge sich nur nicht verplappen. Schütz hat ihm davon 100 Mk. gegeben, am andern Tage aber hat er ihm das Geld wieder abgenommen unter dem Vorgeben, er habe noch etwas zu zahlen, er wolle es ihm aber wieder geben. Frau Schütz ist außerdem angeklagt, vor der Zivilkammer des Landgerichts einen falschen Eid geleistet zu haben, sie habe den Bürgschaftsschein nicht unterzeichnet. Der Angeklagte Schütz ist bereits wegen falscher Anschuldigung, Urkundenfälschung und Betrugs verurteilt, ebenso ist Wendorf bereits wegen Betrugs bestraft, hingegen ist Frau Schütz bisher nicht bestraft.

Die Verhandlung wurde vertagt, um die Frau Schütz auf ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen.

Aus der Partei.

Eingelaufene Schriften.

Verfassungswesen und Verfassungskämpfe in Deutschland. Von Georg Gradnauer. Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin. Preis gebunden 3 Mk. — Diese soeben erscheinende Schrift soll die Staats- und Verfassungsbedingungen des Deutschen Reiches zur allgemein verständlichen Darstellung bringen. Die bürgerlichen Wähler über diesen Gegenstand sind durchwegs reaktionär gefärbt und sollen der Verherrlichung dessen, was ist, dienen. Es fehlt bisher eine Darstellung des deutschen Verfassungswesens, die den demokratischen Bestrebungen gerecht wird und die Fortentwicklung der deutschen Staatsverhältnisse in den Vordergrund rückt. Diese Lücke soll die Schrift des Genossen Dr. Georg Gradnauer ausfüllen.

Die Nummer 25 des Postillon ist soeben erschienen.

Zur Beachtung für alle, die an die Redaktion schreiben.

1. Wenn du etwas einer Zeitung mitteilen willst, tue dies rasch und schide es sofort ein.
2. Sei kurz; du sparst damit die Zeit des Redakteurs und deine eigene. Dein Prinzip sei: Tatsachen, keine Phrasen.
3. Sei klar, schreibe nicht mit Bleistift, sondern mit Tinte und leserlich, besonders Namen und Ziffern; lege mehr Punkte als Komma.
4. Schreibe nicht „gestern“ oder „heute“, sondern den Tag oder das Datum.
5. Korrigiere niemals einen Namen oder eine Zahl; streiche das fehlerhafte Wort durch und schreibe das richtige darüber oder daneben.
6. Die Hauptsache: Beschreibe nie, nie, nie beide Seiten des Blattes. Hundert Stellen, auf einer Seite geschrieben, lassen sich rasch herschneiden und an die Seyer verteilen. Es kommt oft vor, daß durch Beschreiben von beiden Seiten die eine Seite wegen notwendiger Korrekturen vollständig abgeschrieben oder wegen Belastung des Redakteurs gestrichelt werden muß.
7. Gib der Redaktion in deinen sämtlichen Schriftstücken Namen und Adresse an. Anonyme Zuschriften kann die Redaktion nie berücksichtigen.

Auskunft in Rechtsfragen.

N. N. 25. 1. Ja. 2. Wenn das Urteil aufgehoben ist, kann die Pfändung nicht vorgenommen werden. 3. Der ganze Lohn kann nicht gepfändet werden. Es muß Ihnen so viel gelassen werden, daß Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten können. 4. Derartige Anfragen können wir nicht beantworten. 100. G. G. Für den Schaden, der durch ordnungsgemäßen Gebrauch entsteht, hat der Mieter in der Regel nicht aufzukommen. Nach Ihrer Darstellung scheinen Sie allerdings an der Beschädigung nicht unschuldig zu sein, so daß der Hauswirt mit einer Klage jedenfalls Erfolg haben würde.

Quittung.

Für die freikindlichen Vergleiche des Wandfelder Reviers sind bei uns eingegangen:

| | |
|---------------------------------|--------|
| Bereits quittiert | 120.48 |
| Vom Twigen Juden beim Bierglase | 1.— |
| Strohmann beim Roten | 1.50 |
| Summa: | 122.98 |

Die Expedition.

Zur gefälligen Beachtung!

Unsere verehrten Leser wollen bei Bezahlung der Leipziger Volkszeitung darauf achten, daß auf der Quittung sowohl der Name oder Stempel des Ausdrägers, als auch der Name der Abonnenten vermerkt ist. — Bei eventueller Beschwerde über unrichtige Zustellung, die wir direkt an die Expeditionen weiterleiten wollen, man den Namen des Ausdrägers mit angeben. Die Expedition.

Partei-Sekretariat Reichstagswahlkreis

Bureau: Volkshaus Leipzig, Zeilher Str., Portal rechts, 1. Etage. Geschäfts- und Auskunftsstelle für alle den 13. Wahlkreis Reichstagswahlkreis betreffenden Angelegenheiten. — Sprechzeit: Von 10 bis 12 Uhr, abends von 7 bis 10 Uhr und nachmittags von 3 bis 6 Uhr. — Telefon 14614.

Schicksal.

Novelle von Helene Voigt-Diebertsch.

Nachdruck verboten.

3.

Christine ging wie eine Fremde in ihres Mannes Haus. Manchmal stand sie still in der offenen Tür und hatte etwas wie Freude an dem Wind, und sie sah, als ginge es sie nichts an, das blaue Hemd halb losgerissen von der Leine hin und her schiefen über das schneebleiche Gras.

Abends betrachtete sie ihren Mann, als er stumpf und unzufrieden mit bewegten Waden auf sein Käsebrod nieder sah, und es ward ihr mit einemmal klar, daß dies ganze Jahr hindurch eigentlich nichts Gutes zwischen ihnen gewesen — manchmal ein Kuß vielleicht, aber ist ein Kuß, den man antwortet mit kaltem Mund, wirklich etwas Gutes zu nennen?

Christine war nicht unzufrieden über das seltsam aufrührerische Gefühl, das sie ein bißchen wach machte und neugierig auf irgend etwas in sich selber, was sie sonst nie gekannt.

Der Sturm hielt eine volle Woche an, und von allen Seiten schickte man nach dem Dachdecker. Aber er mußte ein paar Tage feiern und zu Hause bleiben, denn noch war es unmöglich, ein Bündel Meißel oder ein Klotzschloß gegen den Wind auf das Dach hinauf zu bringen.

Ronrad Blaas ging mit den Händen in den Taschen um sein Haus herum, voll von Haß und Unruhe, und dann sah er eines Mittags, daß Christine mit den braunen Äpfeln aus der Küche kam und sie einen nach dem andern zum Ausdrehen über das Gartengitter stillte.

Er wunderte sich, daß sie das gerade Sonntags tat, und er sagte ihr das in seiner hinterlistigen Art, und sie gab ihm eine flüchtige und zornige Antwort und lief in das Haus zurück.

„Scheu du dir den Dachstuhl und laß mich ein bißchen (Äpfel) ...“

Ronrad Blaas stand und überlegte, und als er noch zögerte, sah er plötzlich drüben hinter dem Stoh von rotem Eichenholz einen dunklen Fackelstiel, der sich nicht bewegte.

Er trat ein paar Schritte vor und sah gerade in das dunkle heiße Gesicht des Nachbarn.

Da erschrak er ein bißchen, die hellblauen und die grauen Augen kreuzten sich, stießen ineinander wie scharfe Messer und ließen sich drohend wieder los.

Einer mußte um den andern Bescheid.

Der Sturm legte sich, aber Ronrad Blaas hatte es noch immer nicht übertrieben eilig mit der Arbeit. Und dann wollte er zuerst sein eigenes Dach in die Reihe bringen, und dann das vom Schulhaus drüben, das in seinen Garten niedersah, obgleich es auf den Bauernhöfen ringsum viel mehr rot tat und mancher Rest vom Winterstroh oder Sommerheu durch das löcherige Dach weg zu Schanden regnete.

Dreimal auch kam Bescheid vom Mittergut, daß der Decker kommen sollte, lieber heut als morgen. Das Pferdewallbad wäre reinweg aufgelesen, und auch das von der Scheune stände mit nackten Sparren.

Dreimal ließ Ronrad Blaas den Boten ohne sichere Zusage abziehen. Erst den Schweinejungen, dann den Bogen, dann den Schreiber, bis zuletzt der Inspektor selber kam, den bäumenden Grauschimmel an das Fenster drängte und hart mit dem Meißelstückenknäuel an die Scheiben schlug.

Ronrad Blaas kam herangeschlurrt und sagte mürrisch, daß er morgen früh antreten wolle.

Er war trumm und ging mit verkniffenen Lippen den ganzen Tag, aber am Abend wurde er zärtlich, zog seine Frau an sich, streichelte sie und seine Augen stülten sich mit einem stumpfen Glanz, drohend und zärtlich zugleich.

Vielleicht hatte er das schon manchen Abend getan, Christine besann sich nicht mehr so genau darauf, aber nie war es ihr zuwider gewesen wie heut. Ihre Lippen zitterten noch am andern Morgen, und als der Wagen kam, der ihren Mann holen sollte, konnte sie sich nicht entschließen, ihm seine Gerate aufzupacken zu helfen.

Endlich sah er selber neben dem Artillerie im hängenden Lederstuhl, den gebogenen Arm durch das braune Velttaufnäuel gesteckt. Ohne Gruß, mit einem bösen und mißtrauischen Umsehen fuhr er davon.

Eine Woche oder länger hatte er auf dem Mittergute zu tun, und es ließ sich bei dem schlechten Wetter nicht anders einrichten, als daß er die Nächte durch dort blieb.

Aber am zweiten Tage schickte er Bescheid mit dem Postboten, der bei seiner Frau vorbeikam. Sie sollte doch kommen heute Nachmittag und die warme Weste bringen, denn es wäre verflucht kalt in all dem Ostwind da oben auf dem Pferdewallbad. Außerdem sollte sie sich so einrichten, daß sie den Abend bei ihm bleiben könne. Das Alleinsein, wenn man verheiratet ist, das hätte keinen Sinn weiter.

Christine schenkte dem Postboten zwei Groschen, da nahm er auf dem Rückweg die gestrickte Weste mit.

Abends, als hell und gleichmäßig die Heimchen zirpten durch das stille Haus, trieb es sie weg von der Mäharbeit beim Lampenlicht. Sie stellte sich in die offene Tür, lästete die Luft feucht auf ihrem Gesicht und sah hinüber zu den Menschen, die in ihres Vaters Hause wohnten.

Sie konnte hineinschauen durch das helle unverhüllte Fenster. Hans Friwohld stand am Tisch und vor ihm auf dem Stuhle sah ein Kind mit dem Köpfchen in der Hand und schrie, und er wußte nicht recht, was er mit dem ungehörigen Gähren anfangen sollte, und sah sich ratlos um nach Frida Lüttjohann, die auch schon mit ihrem schattigen Lächelgesicht eilig hereingelaufen kam.

Sie ergriff das Kind mit beiden Händen, zog es aus trotz seines Jappelns und trug es hinüber in die dunkle Kammer zum Schlaf.

Sie kam gleich zurück, zuckte mit den Schultern, zeigte nach rückwärts und schien zu schelten über das eigenwillige Kind. Dann entdeckte sie plötzlich, daß an Hans Friwohlds Jacke ein Knopf los war, und gleich suchte sie nach Nadel und Zwirn, riß den Knopf vollends los, steckte nieder und nähte ihn wieder an. Christine stand und starrte hinüber. Alles war wie ein Schattenspiel, viel bedeutungsvoller, weil es stumm war. Hans Friwohld hätte doch seine Jacke anziehen können, wegen des Knopfes. Und wenn er nicht daran dachte, warum dachte dann nicht Frida Lüttjohann daran?

Christine wußte nicht was es war, das sie so bekommen machte, aber sie fand nicht weg von der offenen Tür und es trieb sie stehen zu bleiben, bis drüben im Hause kein Licht mehr zu sehen wäre.

Aber das Licht brannte immer noch, als die Hintertür sich auf tat und langsam Hans Friwohld in die Abendluft hinaus trat. Von Anfang an hielt er das Gesicht nach der Tür gerichtet, in der Christine stand, aber er sah sie erst später und dann aucte er ein bißchen schärfer hinüber und fragte mit halber Stimme, sie wäre wohl allein heut abend ... ?

„Warum meinst du?“ fragte sie ebenso leise zurück. „Nein, mein Mann, der sitzt binnen an'n Tisch bei de Pip (Pfeife) und flüppt ...“

Ihre Stimme klang unsicher, und es war etwas Loses darin wie Luftblasen in rinnendem Wasser.

Leise verschwand sie im Dunkel des Hofes. Hans Friwohld stand noch eine Weile drüben im Dämmerlicht und wartete, dann ging er ein bißchen vor seinem Hause auf und ab, breit und schwarz plötzlich und mit gelbem Haar, wenn er an dem hellen Fenster vorbeikam. Ungehindert stampfte er auf das schmierige Kartoffelland, und als Christine sich nicht wieder sehen ließ, blühte er endlich zögernd die Schultern unter den niedrigen Türbalken seines Hauses.

Christine stand noch lange, ganz im Schatten, angeweht von der warmen Frühlingsluft. Die Erde wurde dunkler, weißes Gewölke drängte sich am Himmel, dazwischen Augen und kleine Brunnen von tiefem Blau. Das Blau wuchs und breitete sich, Sterne blühten darin auf, und dann lag plötzlich gegen einen reinen blauen Himmel das schwarze budlige Strohhaus ihres Vaters.

Immer mehr Sterne kamen und es wurde kühl, seltener die Lichter im Dorfe, die ruhigen nächtlichen Lichter, die nichts hatten von all dem lebendigen Leben der heißen und traurigen Sterne. Christine kam gar nicht los von ihnen, halb war es wie Schmerz und halb wie Seligkeit, so zu stehen, allein mit der Nacht und den brennenden Sternen.

Gerade, als sie ihre Hand für zumachen wollte, sah sie vom hohen Himmel drüben auf das Schulhaus zu ein Licht nieder sinken, langsam und doch schnell, und so langsam und so schnell wie der Stern da drüben sank, war ein Wunsch da: ihr Mann, der möchte nicht wiederkommen, nie wieder drinnen am runden Tisch mit seiner schlaftrigen Pfeife sitzen ...

Dann fiel ihr ein, wie sie als Kind mit andern Kindern gestanden und sich gewünscht hätte: schneefrei, einen kleinen Bruder, einmal eine Bernsteinkette.

Nichts davon hatte sie je gekriegt, und doch für den einen Augenblick, wo sie an die Erfüllung geglaubt, hatte sie es gehabt und war selig gewesen darin.

Es war ihr halb wie Lachen, als sie dann ins Schlafzimmer hineinging und sich auf das breite knisternde Bett legte und immer dachte: er kommt nicht wieder — nein, nie kommt er zurück. Und sie ließ sich wie ein mildes Kind wiegen von dieser seltsamen Hoffnung, die sie hinübertrug in Träume von einem andern Leben, von einer Wüste, auf der sie stand und die sich bewegte bei jedem Schritt — erst ging sie voll Angst, aber dann sicherer und froh, und zuletzt fing sie jubelnd zu laufen an, entgegen einem Mann mit Rinderhaaren und guten Augen, der wartend vor einem hellen Fenster stand.

Und Hans Friwohld nahm sie in seine Arme und lästete sie — und den andern, den hatten sie vergessen, und wenn sie an ihn dachte, so war es nur, um sicherer zu fühlen: nie wieder kommt er zurück.

4.

Und wirklich, er kam nicht mehr heim. Anders wenigstens als sonst. Sie brachten ihn angefahren auf einem Leiterwagen, und da lag er auf Decken und Strohhalm, mit zerfetztem Kopf. Der Tischler kam mit dem Sarg, Hammerschläge brühten durchs Haus, dann hielt der Pastor am offenen Grab eine Rede von den Getreuen, die tun, was ihre Pflicht ist und zugrunde gehen daran.

Jochen Plöhn, der alte Knecht, der bei dem Unglücksfall dabei gewesen, mußte immer wieder erzählen, was er wußte. Er und Ronrad Blaas, sie hätten geschuftet da oben auf dem Dach — alles was recht ist, aber es wäre bald zu schlimm gewesen. Die Nadel wäre nur so hin und her geflogen durch das dicke Stroh, so daß er, Jochen Plöhn, kaum so schnell hätte nachlassen können.

Er ließ es sich überhaupt nicht abstreiten, da müßte was los gewesen sein mit Ronrad Blaas. Als dann der Postbote ihm seine Jacke von zu Hause mitgebracht und über den Baum geworfen: statt zu danken, hatte er geschimpft und gesagt, er solle es nur wagen, und sich noch einmal sehen lassen bei ihm ... Und er, Jochen Plöhn, hatte gesagt: de bringst di niz wedder mit punt duns. Aber er hätte es in die leere Luft gesagt, und als er den Kopf von innen zwischen den Sparren durchgesteckt, sei wohl noch die Nadel mit dem eingefädelten Velttau, aber vom Dachdecker selber nichts mehr zu sehen gewesen. Nur unten über den Hof wären schreiend die Pflöher gelaufen und der Kettenhund hätte gestanden mit gehobenem Vorderfuß und knurrend hergefahren ... Und er denn runter am Dachwerk, durch die Scheune und hinaus, und da hätte denn auch schon der Inspektor gestanden, und einer nach dem andern wäre herangekommen. Aber am ganzen Dachdecker, da hätte sich nichts mehr gerührt, als das Blut, das über seinen Kopf gelaufen war ...

Jochen Plöhn war so voll Schrecken und Wichtigkeit, daß er gar nicht mehr aus seinem Sonntagstrod herauskam und den ganzen Tag im Krug saß, als lästete er, da draußen lauere auch auf ihn irgendwas. Und dann kam er aus dem Erzählen ins Stottern und Weinen hinein und niemand wußte recht, was mit ihm los war.

Christine, die nun Wittfrau war, ging still und blaß durchs Haus. Sie war ja nicht schuld an des Dachdeckers Tod, aber wer einen glücklichen Mund hat, dem wird wahr, was er wünscht.

Sie war nicht traurig um ihn, aber Tag und Nacht sah sie den toten Mann vor sich, ein leises, unbewegliches Grauen sah in ihr, und eine Startheit vor dem Leben, an der nichts mehr zu ändern war.

Ronrad Blaas' Schicksal war es gewesen so, nun war dies auch ihres: sie wollte es tragen, nicht in Reue und nicht in Schuld — nein ganz hart und selbstverständlich, wie man einen andern Weg geht, wenn der, den man gehen möchte, mit Dornen und Gestrüpp zugesaugt ist.

Wenn Hans Friwohld kam und trösten oder helfen wollte, schickte sie ihn weg — die Leute wußten es und niemand hätte gedacht, daß sie den Toten so lieb gehabt.

Am wenigsten wohl Hans Friwohld.

Ein paar Wochen lang hielt Christine es aus in dem stillen Hause, aber als die Nächte wärmer wurden und hell, und Tür und Fenster offen standen den ganzen Tag, da packte sie die Angst, sie ging in die Stadt zu der Frau Rechtsanwältin und sagte, sie käme mit einer Bitte. Wenn sich niemand daran ließe, daß sie verheiratet gewesen wäre — für sie gab es nichts Besseres, als wieder bei den Kindern zu sein.

Die alte Frau bedauerte Christine von Herzen — ja, wie schnell manchmal so was kommen kann! Und dann freute sie sich, daß sie wieder zu ihr stehen wollte, und die Kinder saßen sie bei den Händen und tanzten um sie herum.

Der Rechtsanwältin übernahm es, das kleine Haus des Dachdeckers zu verkaufen, und legte die paar hundert Taler von Christine Blaas in der Spartasse an.

Nach einem halben Jahr, als die rote Oktobersonne schon bald nach Vesperzeit so tief stand, daß die Erbschollen auf dem Pflugland lange zackige Schatten warfen — an dem Tag, an dem Hans Friwohld den kleinen Grund, der im Sommer Weideland gewesen, mit Roggen besät hatte, kam ihm das Gefühl, was vergangen lag dahinten, und vor ihm die blanke zukünftige Zeit.

Am nächsten Sonntag fuhr er in ordentlichem schwarzen Zeug in die Stadt, fand mit einiger Mühe das Haus, in dem Christine diente, und fragte sie, mehr mit den Augen als mit dem Munde, ob sie seine Frau werden wolle.

„Nein,“ sagte sie, „da kann nix ut wardn.“

Dann sprach er von seinen kleinen Kindern. Für die war doch Frida Lüttjohann lange gut. Ja, die hätte schon den ganzen Sommer durch davon geredet, daß sie weg wollte. Und es wäre zu glauben, daß sie mal ernst damit machte. Wer kennt sich denn aus bei solchen Frauenleuten. Besonders noch wenn sie in die Jahre kommen!

„Wenn du ehr heiradst, blüht se lach.“

An dieser Antwort sah Hans Friwohld, daß für ihn nichts mehr zu hoffen war. Er ging wieder nach Hause, mutlos und ohne mehr an das nächste Jahr zu denken. Er drehte das Ding hin und her, meinte sich und wollte nicht, aber als Frida Lüttjohann zum zwanzigstenmal sagte, noch einen Monat, aber dann ginge sie bestimmt, da dachte er an seine drei kleinen Kinder und sah allmählich ein, daß wohl nichts andres übrig bleiben würde für ihn.

Es wurde bekannt, daß Christine Blaas was hatte, und es kam noch mancher, der sie heiraten wollte. Aber sie nahm keinen, ging still und gleichmäßig ihren Weg und merkte kaum, daß ihre Daare früher weiß wurden, als es sonst zu sein braucht bei einer jungen Frau. Um das Grab des Dachdeckers draußen auf dem Friedhof kümmerte sie sich nicht, aber im Herzen trug sie es mit sich herum, ohne Tränen und ohne den Wunsch, es möchte anders sein. Niemand merkte etwas davon, nur an ihrem Lachen hätte man es hören können — diesem spröden, seltenen Lächeln derer, die tiefer in das Leben hineingegangen haben und glauben daran, daß es härter ist als wir, und nun still und gleichmäßig dahingehen und tragen, was ihr Schicksal ist.

Aus der Naturgeschichte des Eises.

Forschungen der letzten Jahrzehnte haben die Kunde von der Natur und Bedeutung des Eises der Erde in hohem Maße erweitert und vertieft. Dazu haben einerseits die Reisen in Polargebieten, andererseits die Untersuchungen an den Gletschern der Hochgebirge das meiste beigetragen. Aber auch die Eisbildungen auf Seen und Flüssen der gemäßigten Zonen sind nicht vernachlässigt worden, und außerdem hat man sich auch im physikalischen Laboratorium mit der Ergründung der Eigenschaften des Eises eingehend beschäftigt. Daraus ist eine Summe von Kenntnissen entstanden, die viel Reicheres enthält.

Im allgemeinen kann man auf der Erde drei verschiedene Arten von natürlichem Eis unterscheiden: das Eis der Landgewässer, das Meeris und das Gletschereis, und alle drei Arten lassen sich an ihrem Aufbau unterscheiden.

Außerdem kommen nun aber noch andre Eigentümlichkeiten hinzu, die zum Teil von großer, man könnte sagen weltberühmter Bedeutung sind. Professor Buchanan, der das berühmte Schiff Challenger schon vor 35 Jahren auf einer Kreuzfahrt an die Grenzen des Südpolargebietes begleitete, machte damals die Beobachtung, daß die Schmelztemperatur des Meereseises durchaus nicht, wie es so lange von jedem Eis angenommen worden war, genau bei 0 Grad lag. Es schmilzt vielmehr schon bei einer niedrigeren Temperatur. Auch ergibt solches Eis, nachdem es geschmolzen ist, niemals reines Wasser, wie es ja auch nicht aus reinem Wasser, sondern eben aus Seewasser entstanden ist. Damals wurde zum erstenmal der Schlus gezogen und bald vollständig bestätigt, daß in dem Eis, das sich auf dem Meer bildet, Salz in festem Zustand enthalten ist.

Ebenso wie — eine allgemein bekannte Tatsache, die bei der Erfindung der ersten Thermometer eine große Rolle gespielt hat — eine Mischung von Schnee und Salz eine Temperatur besitzt, die erheblich unter dem Gefrierpunkt liegt, auch wenn sie sich in schmelzendem Zustand befindet, so hat auch eine Mischung von Schnee und Seewasser, wenn sie beständig umgerührt wird, eine niedrigere Temperatur, nämlich von fast — 2 Grad. Diese Beobachtung wurde zuerst bei den Arbeiten gemacht, die sich an die Vega-Expedition von Nordenskiöld angeschlossen.

Professor Buchanan hat jetzt in einem Vortrag schließlich den Satz aufgestellt, daß es in der Natur wahrscheinlich kein Eis gibt, das genau bei 0 Grad schmilzt, und ebensowenig Wasser, das genau bei dieser Temperatur gefriert. Diese sonderbare erscheinende Behauptung rechtfertigt sich einfach daraus, daß vollkommen reines Wasser in der freien Natur fast gar nicht vorkommt. Wenn aber das Eis oder das Wasser, in das es eingetaucht ist, irgendeine Verunreinigung enthält, beginnt das Eis schon bei einer niedrigeren Temperatur als 0 Grad zu schmelzen. Das, was man als reines festes Eis zu betrachten pflegt, ist überhaupt kein solches, sondern eine Mischung von Eis und reinem Wasser.

Die häufigste Art der Verunreinigung des Wassers, weil sie eine Eigenschaft der gesamten ungeladenen Masse der Ozeane darstellt, ist selbstverständlich das Chlorium, mit gemeinem Namen Kochsalz genannt, und die Anwesenheit dieses Stoffes bedingt für sich allein bereits eine ganz wesentliche Beeinflussung sämtlicher Eigenschaften des Eises. Der Gefrierpunkt und der Schmelzpunkt können beim Sees je nach der Natur der Umgebung, wobei ganz besonders noch die Druckverhältnisse zu berücksichtigen sind, um 30, 40 oder gar noch mehr Temperaturgrade schwanken, eine gewiß ganz erstaunliche Tatsache. Wenn man aus dem Polarmeer ein Stück schwimmendes Eis aufhört, so erweist es sich zunächst als nicht durchaus gleichförmig in seinem Bau. Es besteht möglicherweise oder wahrscheinlich aus einem Grundkern von echtem Meeris. In den oberen Lagen aber finden sich immer Bestandteile anderer Natur, die aus Schnee, aus gestrotem Sprühwasser und sehr oft auch aus Bruchstücken von Landeis hervorgegangen und zu einem sehr eigentümlichen Konglomerat verflücht sind. Wenn nun das Ganze erhitzt wird, so fängt es schon bei einer Temperatur zu schmelzen an, die 1 oder 2 Grad unter dem Schmelzpunkt von reinem Eis liegt, und die sich ergebende Flüssigkeit ist Salzwasser. Die am stärksten salzhaltigen Teile des Eistückes schmelzen zuerst, die reineren später.

Man kann diese Tatsache durch ein hübsches Experiment im Laboratorium beweisen. Man verschaffe sich einige Würfel von reinem Eis, die genau aneinander passen, begieße das Ganze mit Salzwasser und lasse es gefrieren. Dadurch entsteht ein einheitlich aussehendes Eistück. Wenn dieser nun der Sonne ausgesetzt wird, so schmilzt zuerst das Salzwasser und nach einiger Zeit zerfällt der Block, und zwar genau in die früheren Eiswürfel. Etwas ganz Ähnliches geschieht, wenn man einen Block

von natürlichem Gletscher der Sonne aussetzt. Dieser ist für die in eine Anzahl von Körnern. Diese werden zuerst in ihrem Windmittel, so daß sie ein klapperndes Geräusch geben, wenn man den Block hin und her schüttelt, und schließlich fallen sie auf einen Haufen zusammen. Vulkanen nennt einen Block von Gletscher eine geometrische Kuriosität. Er besteht nämlich aus einer Anzahl von festen Körpern, die zwar ganz verschiedene Größen und unregelmäßige Formen haben, aber ganz so genau aneinander passen, wie jene künstlichen Würfel, von denen bei dem Experiment die Rede war. Das Gletscher ist daher auch in den Forschungen der letzten Jahrzehnte ganz besonders berücksichtigt worden, und seine Entstehung aus der allmählichen Umwandlung des Schnees der Hochgebirge in Firn und dann in Eis ist eine der großartigsten und merkwürdigsten Naturerscheinungen, die sich auf der Erde darbieten.

Aber auch das Eis, das sich auf Südpolarkreisen bildet, ist weit davon entfernt, einen einheitlichen Aufbau zu besitzen, vielmehr erleidet es unter der Wirkung der Sonnenstrahlen einen ähnlichen Zerfall wie das Gletscher. Wenn z. B. aus den Alpen ein Eis gerettet wird und die Blöcke zuweilen tagelang an einer Stelle liegen bleiben, ehe sie in die Glashäuser geschafft werden, und namentlich wenn ein solcher einmal verlesen wird, so gerät er durchaus nicht schnell ins Schmelzen, so lange die Winterluft eine niedrige Temperatur behält, aber schon nach wenigen Stunden einer Bestrahlung durch die Sonne beginnen an seiner Oberfläche sonderbare Zeichnungen vorzutreten. Es ist, als ob die Sonne eine Negativwirkung auf das Eis ausübe, und es zeigt sich als deren Folge, daß auch das Eis aus Körnern besteht. Diese sind nun aber wiederum sehr verschieden von denen des Gletscher-eises, obgleich sie in beiden Fällen als Kristallindividuen zu betrachten sind. Der Unterschied erklärt sich leicht daraus, daß die Körner des Gletscher-eises bei dem Abwärtsgleiten der großen Massen von den Gletschern in die Täler gewissermaßen übereinander gerollt werden, während sie in dem festliegenden Eis ihre Lage zueinander beibehalten. Das Eis bleibt, so lange nicht durch Schnee oder Schmelzvorgänge eine Störung eintritt, vollkommen durchsichtig und an der Oberfläche glatt, trocken und poliert wie Spiegelglas und verrät auch nicht im mindesten seine Zusammensetzung aus einzelnen Kristallen. Wenn es aber zu schmelzen beginnt, so zeigen sich diese als aufrecht stehende Prismen, die später, wenn die Auflösung erfolgt, in einzelnen Gruppen selbständig umherzuwandern. Es ist danach klar, daß sich an einem Stück Eis seine Entstehung aus dem Meer, aus den Arnen des Hochgebirges oder aus dem Südpolarkreis leicht erkennen läßt.

Kunstchronik.

Neues Theater (Die Tragödie, Drama in drei Akten von Robert von Erdberg). — Die Dilettanten in der Kunst haben das Reden eher gelernt als das Gestalten. Das ist ihr Schicksal; das läßt sie, so sehr sie sich mühen, nie aus dem Leben kommen. Neben dem Drama gewiß etwas Schönes und Notwendiges; aber sie treffen nur, wenn der Dichter die Personen, die er reden läßt, klar erfasst hat. In Erdbergs Künstlerdrama hat man leider immer den Eindruck, als kenne der Autor seine Personen nicht genau. Nicht das fällt auf, daß sie etwa komplizierte Naturen sind, die man zu ergreifen hätte, sondern dieses ärgerliche Gefühl stellt sich ein, daß der Autor, dem sehr viele und sehr hohe, wenn auch kaum je originelle Worte zu Gebote stehen, mit seinen eigenen Personen gar nicht vertraut ist.

Der Bühnenautor Eberhard Volkmar ist in den Augen der Welt der Meister der „Tragödie“; diese Gruppe hat ihn berühmt gemacht. Aber er ist nicht ihr Autor; von ihm stammt der Entwurf, die Ausführung von seinem Freunde Franz Olden, der ihm vertragsmäßig gegen Zahlung einer Summe alle Rechte abgetreten hat. Hier stoß ich schon. Herr von Erdberg zeichnet also einen Betrüger, der doch auch wieder kein Betrüger ist, nämlich ja der Entwurf sein eigen. Hier würde ein Schaffender einsehen, würde das Zueinanderfliegen von Schöpfer und Betrüger darlegen, würde den Mann erklären, rechtfertigen und verdammen, würde ihn sich so wehren lassen gegen Angriffe, daß der Kern seines Wesens zutage trat. Herr von Erdberg kann das nicht; er sieht das Problem, das er freist, überhaupt nicht. Als Olden auftritt, läßt er Volkmar sich gar nicht ernstlich wehren — nur feig sein und vor der Entscheidung sich fürchten. Also ist es mit einer Künstlertragödie überhaupt nichts. O doch! sagt Herr von Erdberg. Und er vergißt eigentlich sein Thema und schildert nun einen armen Künstler, von dem seine Frau immer verlangt, er solle wieder so etwas schaffen, wie ihn einmal gelungen. Diese schreckliche Frau ist nun auch ein merkwürdiges Geschöpf. Liebt sie eigentlich ihren Mann oder liebt sie in ihm nur den Autor der Tragödie? Bald scheint es so, bald so. Sie soll ihn lieben, und als er, der es nie über sich gebracht, sich der Frau zu offenbaren, sich in Scham und Not erschaffen, sagt sie: „Soviel war ich ihm, daß er das Leben wegwerfen konnte um nichts. Begrabt ihn, für mich hat er nie gelebt.“ Das war auch dem sehr geduldbigen Premierpublikum zu viel. Aber wichtiger als eine einzelne Rolle ist dies: auch hier steht Herr von Erdberg das Problem der Persönlichkeit nicht und ist außerstande, das Zueinanderfliegen verschiedener Gefühlskomplexe aufzuzeigen, die Frau darzulegen, zu verteidigen und zu richten. Und er sieht auch das Problem des Mannes im Schatten nicht, der plötzlich hervortritt und sein Recht fordert. Olden ist bald so etwas, wie ein Mann, der den Revolver in der Hand läßt, bald ist er ein norwegischer Wahrheitsapostel, der Forderungen einfacheren Mögliche. Herr von Erdberg setzt verschiedene Charakterelemente auch hier nebeneinander, das ineinander fließende darzulegen, versteht er nicht. Er vermag auch hier weder zu erklären, noch zu verteidigen, noch zu richten. Und er sieht auch das Problem der Dame Olga von Ravenow nicht, die in den Kampf zwischen Olden, Volkmar und Frau Volkmar eingreift. Was bedeutet sie seelisch für die beiden Männer, ist sie es vielleicht, die Volkmar braucht, um Mensch zu sein? Bald scheint es so, bald so. Herr von Erdberg vermag auch hier nicht den zentralen Punkt aufzuzeigen, von dem die verschiedenen Seiten ihres Wesens ausstrahlen.

Im ganzen: wozu das alles? Wo ist der Quellpunkt des Erdbergschen Schaffens? Wo zeigt sich die Notwendigkeit, daß er schaffen mußte? Es ist ärgerlich, man sieht keine Notwendigkeit ein. Was weiß er vom künstlerischen Schaffen, daß er gerade einen Künstler und seine Schmerzen schildern möchte? Man gewinnt den fatalen Eindruck, daß er davon überhaupt nichts weiß aus dem Ganzen, aus Einzelheiten, auf die hier nicht einzugehen ist. Und also erkennt man den inneren Zwang nicht, der ihn gerade zu diesem Stoffe getrieben hätte. Es sieht so aus, als hätte er das Stück geschrieben, weil er meint, so etwas wie ein Drama schreiben könne er schließlich auch. Und danach drängt sich auch ein eigentümliches Urteil über die Sprache und den ganzen Vorstellungsgehalt des Stücks auf. Das ist ja schließlich nicht so schlimm, daß Ibsenischer Einfluß klar zutage tritt; Einflüsse sind überall zu konstatieren; aber hatte er das Recht, sein stark beeinflusstes Ich vor die Öffentlichkeit zu bringen, wo doch nirgends ein eigener Ton durch die Ibsenische Hinderlichkeit? Man erinnert sich eines Satzes, den Wilhelm Grimm einmal über einen Publizisten aus dem Kreise der Romantiker schrieb: „Es ist seltsam, daß mich das Gute in seinen Schriften ärgert, weil ich meine, er habe es auf Vorrat.“

Man spielte das Stück unter der verständigen Regie des Herrn Winda so, wie man früher Ibsen zu spielen pflegte. Mit sehr viel Achtung für Worte und Gedankengänge des Stücks, mit geringerer Aufmerksamkeit auf das Leben der Personen. Es war ein ewiges Darlegen, kein Gestalten, wenn man etwa von Herrn Brüggemann absieht, dem mit einer Nebenfigur allerdings die leichteste Aufgabe gestellt war. (Herr Brüggemann ist unter

den neuen Kräften eine überaus erfreuliche Erscheinung; ein ausgeprägtes Talent für liebevoll charakterisierte Episodenrollen.) Am schlimmsten machte sich das Manöbe bei Frau Monard geltend, die immer seltener in eine Rolle wirklich hineinschlüpft, immer mehr alles aus einer, man möchte sagen, starren Statuenwärme heraus aufsaugt. Ihr war freilich die undankbare Aufgabe zugefallen. Die Herren Decari und Walter und Anna Kolerova hielten sich auf dem soliden Stadtheaterniveau. gm.

Im Schauspielhaus gibt man einen dummen Schwanz Pariser Witwen. Er handelt von einer Witwe, die eine Kokotte ist, beinahe einen älteren Herrn kapert, schließlich aber mit einem Jungen an den Kongo geht. Man gibt das dürftige Stück leider recht dürftig. Wenn man im Schauspielhaus die Ungezogenheit von Kokotten und Lebemannern darstellen will, meint man leider, ungehobelt sein zu müssen. Die schauspielerischen Ehren des Abends rettete wieder einmal Herr Wildenhain. Das Sonntagspublikum nahm den zweiten Akt des um die Hälfte zu langen Stücks sehr freundlich auf. gm.

Konzerte. I. Es wäre mir interessant zu erfahren, was in aller Welt Fräulein Klara Wrasfeld dazu veranlaßt haben mag, nicht nur einen, nein, sage und schreibe: drei Klavierabende zu veranstalten. Sicher ist jedenfalls, daß sie ein irgendwie nennenswertes Talent zu künstlerischer Reproduktion nicht besitzt. Ihrem Spiel haftet, trotzdem sie die und jene Einzelheit, äußerlich angesehen, nicht übermäßig, im ganzen eine so unverkennbar dilettantische Färbung an; es passieren ihr aus Unachtsamkeit derartig grobe Schnitte, daß es kaum möglich ist, die Leistung ernst zu nehmen. Dabei mangelt es nicht nur an der Überlegung, mit der man eine nicht eben auf der Hand liegende Aufgabe intellektuell zwingt, sondern auch durchaus in feineren musikalischen Empfinden. Daß vier der Brahms'schen Fantastische aus Opus 118, von denen man ganz selten einmal eines hört, auf dem Programm standen, hätte einen freuen Können, wäre die Wiedergabe nicht so tragikomisch verständnislos gewesen: Besonders das Intermezzo in G- und das Capriccio in D-Moll mislungen bis zur Unerkennbarkeit; am ehesten ging noch an der Vortrag des zweiten Intermezzos in G-Dur. Schärferes Deutsche Klänge, die gleichfalls verständnislos selten öffentlich erscheinen, kamen heraus, als würde „aufgespielt“. Keine Spur von der köstlichen rhythmischen Feinverwägung, mit der die Klavierbauer vor bald drei Jahren in einem seiner letzten Klavierabende interpretiert hat. Bischoff auch bei Schuberts R-Dur-Variationen und Schumanns jugendlich unzerlegten Papillons. Coppi glaubte ich mir danach erlassen zu dürfen.

Helene Staegemanns Klavierabend machte Sensation. Sie sang zum erstenmal seit ihrer Verheiratung und brachte ihren Gatten aufs Podium mit, der unter dem durchsichtigen Decknamen Dr. Natho Sigwart als Begleiter fungierte und sich als Komponist einiger Klavierstücke vorstellte. Der Saal war seit Tagen ausverkauft. Im Parkett „Gesellschaft“. Hier und auf der Galerie geredete Mäße, für den ironischen Beobachter ein erschütterndes, für den Menschen von empfindlicherem Geschmack ein ärgerliches Schauspiel — dieser Sieg plumper Neugier über künstlerisches Interesse. — Helene Staegemann sang technisch nicht wesentlich anders als früher. Es dokumentierte sich nur noch deutlicher, worauf ich vor zwei Jahren bereits nachdrücklich hinwies, daß sie wohl hätte, eine fundamentale Stimmkur durchzumachen. Bis zu einer gewissen Grenze hält jedes edle Gesangstalent — und ein solches ist Frau Staegemann ohne jede Frage — poliertes Naturtalent aus, über das nicht hinauszukommen selbstverständlich gerade bei besonderer Begabung nahelegt; während milder Begabte, um überhaupt einen erträglichen Ton zu produzieren, von vornherein zu gründlicher Arbeit genötigt sind. Von besagter Grenze an jedoch — Frau Staegemann hat sie ein wenig vorzeitig erreicht — ist mit dem angeborenen Charme nicht mehr zu rechnen; hier ist erfolgreiches Singen für weitere zehn bis fünfzehn, bei gesunder Konstitution eventuell sogar zwanzig und mehr Jahre nur durch eine Technik zu erzielen, die die vorhandenen Stimm-mittel mit Zwangsbewußter Kraftersparnis auskostet; indes der gelagte Naturgesang je länger desto mehr zu unökonomischer Überanstrengung führt, die stimmlichen Mittel viel geringer erscheinen läßt, als sie faktisch sind. Frau Staegemann arbeitet mit jener flachen breiten Tongebung, die dem deutschen Sänger nur in Ausnahmefällen nicht gefährlich wird; einschließt sie sich dazu, den Zusammenstoß und die Verbundung des Tons, die sie auf dem Übergang zur Höhe (") fest bereits niedergedrungen vornimmt, über den ganzen recht beträchtlichen Umfang ihres Organs durchzuführen, so dürfte ich dafür, die Stimme wird größer, metallisch glänzender und klanglich reizvoller wirken, als sie jemals war. Danach wird auch eine Erweiterung des Programms möglich sein, zu der — schon vor zwei Jahren zeigte das der Versuch mit Brahms's Alcesterliedern — das Bedürfnis offenbar vorhanden ist. — Während die Technik eher mangelhafter als besser erscheint, hat der Vortrag einige äußerliche Eigenschaften, die in den letzten Konzerten beträchtlich hervor-traten, wieder abgelegt; ist zurückhaltender und damit, wenn nicht für den disziplinierteren Zuhörer, einbringlicher geworden. Es ist anzunehmen, daß hier bereits geschmackvollender männlicher Einfluß wirksam war: Dr. Sigwart ist ein außer-gewöhnlich feiner Musiker; und das wird die Sensation seines öffentlichen Auftretens bei dem für vornehmen geistigen Wert im ganzen unermesslichen Publikum voraussichtlich bald gemindert haben. Wenigstens vorläufig durchgeleitet, begleitet er diskret und doch kräftig und klar in der Gestaltung; sein Spiel erinnerte schon heute an die wundervoll abgewogenen Leistungen Edward Behms, hatte einen verwandten, die Aufmerksamkeit auf sich konzentrierenden Reiz. Besonders entzückt hat mich die Art, wie er einige altitalienische Kanzenen vortrug; so viel kultiviertes Verständnis für die Struktur und den lebendigen Gehalt älterer Musik erlebt man sehr selten im Konzertsaal. Die eigenen Klavierkonzerte sind zwar absolut genommen durchaus nicht ohne Reiz, verraten aber ein wenn auch verhältnismäßig enger, doch eigenartiges Talent, auf dessen Fortentwicklung man gespannt sein darf. Am wenigsten unangenehm hat mir: Es kam in der Krille . . . das war sehr frisch und mit psychologisch sicherer Beobachtung einsetzt, zu zwei Dritteln aber in sprachlich moderner Konvention stecken bleibt. Will man Storms: Meine Mutter hat's gewollt . . . überhaupt komponieren, so beantragt man sich am besten mit einem ganz einfachen Satz, wie Robert Franz getan hat; Sigwart macht zu viel, obwohl er die — den Volkston für mein Gefühl verfallende — Sentimentalität des Gedichtes richtig erfasst hat. Wesentlich interessanter als diese beiden Prober war die Vertonung eines Stücks aus der bei jüngeren Klavierkomponisten stark in Schwung gekommenen Will Reyserschen Übertragung des mittelhochdeutschen Hohenliedes und der kleinen Vokale Gottfried Kellers, einer wundervollen Probe seiner Kunst im kleinen Wilde Grokes und Giltiges zu sagen. Das letztere Gedicht scheint mir im Grunde unkomponier-bar; allein die Art, wie Sigwart hier durch motivische Arbeit den Gang des Gedichtes begleitete, war so geistvoll, der Kirchen-tönige Schluß so schön empfunden, daß ein erster Eindruck — wenn nicht den Kellerschen Versen im Ton nicht ganz ange-paßt — aufzustand. Am rundeften geriet musikalisch das Stück aus dem Hohenliede: Die Turmstufen, dessen an moderne Voraussetzungen aufbauende Harmonik die orientalische Atmosphäre glänzend zur Darstellung bringt.

Frederic Lamond gab wieder einmal einen Beethovenabend. Auf dem Programm standen diesmal nicht Werke der letzten, sondern wesentlich solche der mittleren Periode; außer den C-Moll-Variationen und dem Rondo a capriccio; die Wut über den verlorenen Groschen vier Sonaten, die in A₂, Opus 36 (mit dem Trauermarsch), in D, Opus 38 (Pastorale), in G₂,

Opus 31, III und als Abschluß die Appassionata (in F-Moll) Opus 57. Lamond spielte so gut wie immer Beethoven; ein ähnlicher Fall wie Steinbach, der auf Gastreisen fast ausschließlich Brahms interpretiert. Den einen nennt man darum den Beethoven-Spieler, den anderen mit Vorliebe den Brahms-Spieler. Liegt da nicht ein Fehlschluss vor? eine Verwechslung von Spezialität und wirklichem Einbringen? Sicherlich bei Steinbach, dessen effektverdienende Vergrößerung Brahms'scher Einflüsse wir binnen kurzem hier werden genießen dürfen. Aber auch Lamond scheint mir — bei aller Bewunderung für sein eminentes Können — je länger desto weniger seinen Ehrentitel zu verdienen. Es ist begreiflich, wenn eine relativ begrenzte Anlage auf einen Romantiker, etwa Chopin oder Schumann, sich konzentriert. Die Beschäftigung mit Beethoven aber, dem nicht händel wohl umfassendsten Künstler innerhalb der für uns lebendigen Musikliteratur, sollte eigentlich gerade zum Zweck auf die Spezialität führen, das Bedürfnis erwecken, minder weit gespannte Kunst in den Vorhang derjenigen Beethovens hineinzustellen und so der einen zu möglicher Expansion zu verhelfen, die andre vor stereotyper Stillierung zu bewahren. Ich denke z. B. daran, wie d'Albert etwa Liszt's S-Moll-Sonate oder Lambrino die Chopin'schen Sonatenwerke anpaßt und wie deren Interpretation wiederum auf die Beethovens verbelebend zurückwirkt. Von derartiger Wechselbeziehung ist in Lamonds Spiel wenig zu entdecken. Er hat sich einseitig auf Beethoven geworfen und dabei bereits recht merklich die unmittelbare Stellung zu ihm eingebüßt; daher rührt es wohl, daß Lamond so gern „Objektivität“ nachgerühmt wird. Daß es sich nicht um Aufopferung persönlicher Eigenwilligkeit, vielmehr um eine Erlahmung des Interesses handelt, scheint mir aus verschiedenen hervorzugehen. Erstes Symptom die Länge der Programme: mehr als drei selbst der früheren Sonaten kann man ernstlich nicht erschöpfen, ohne sich und sein Publikum zu überfordern. Dazu kommen Tempoverschiebungen, wie man sie gelegentlich von Komponisten erlebt, die eigene — ihnen allen wohlbekannte — Werke wiedergeben; bald Beschleunigung, bald sentimentale Zerdehnung. Bei Lamond treffen beide Extreme zusammen; im allgemeinen gibt er allerdings, was nicht wundernehmen kann, der Beschleunigung den Vorzug. Ein weiteres Symptom dafür, daß er sich sein Programm überspielt hat, es sich künstlich schmachtend zu machen versuchen muß, ist sein Rubato, das oft bis zu strikter Verzerrung führt. Endlich: er hat für die Anschaulichkeit Beethoven'scher Tonsprache das Organ verloren; Beweis namentlich die Wiedergabe des Trauermarschs aus Opus 26. — Auf diese Weise ist natürlich Schlichtheit, einfache Größe des Vortrags erheblich gefährdet; zum Ausdruck Beethoven'scher Bedeutung bedarf es noch eines besonderen Mittels: Lamond hat dies in einem temperamentvollen Juristoj gefunden, das nur leider einzig in der Reproduktion des Rondo a capriccio ganz am Platze war, das denn allerdings auch verdienten Vorkaufsrecht entsetzte. — Lamonds Technik wirkt zwar völlig in sich geschlossen, perfönlich, pianistisch jedoch keineswegs vollkommen; die rechte Hand vor allem ist auf Finger-technik alten Stils durchgearbeitet, was die Schönheit des Tons, je höher der Stärkegrad, desto hörbarer verringert; im Massenspiel im Fortissimo wird sogar der Arm krampfhaft, so daß gerade die letzte Anstrengung klanglich den am wenigsten reinen Effekt hat.

Nobis Tobias hatte eine Aufführung seines biblischen Oratoriums: Des Jona Sendung angefaßt. Was ich von dieser angeblichen Aufführung gehört habe — ich hielt mich nicht für verpflichtet, das ganze über mich ergehen zu lassen — war nach jeder Richtung hin derart enttäuscht, daß es schwer hielte, eine zureichende Charakteristik zu liefern ohne ärgerliche Beleidigung des Komponisten-Dirigenten und der Mitwirkenden, die sich übrigens zum Teil aus seiner — des Dirigenten — Disziplinlosigkeit im Vergleichen zu machen schienen. Wenn ich trotzdem den Fall nicht ignoriere, so geschieht dies deshalb, weil ich aus der Durchsicht zweier kleinerer kirchlicher Chorwerke von Tobias' die Überzeugung gewonnen habe, daß es sich hier nicht nur um ein durchaus ernst zu nehmendes sondern in seiner Art sogar recht bedeutendes Talent handelt, dem nur — vor allem der eigenen öffentlichen Praxis gegenüber — jegliche gesunde Selbstkritik abgeht. Ich hatte denn auch trotz der Entstellungen der Aufführung von der Komposition wohl da und dort den Eindruck starker Ungefälligkeit, nirgends aber den des Gewöhnlichen. Das stimmt dazu, daß einer unserer ersten hiesigen Musiker, der die Partitur des Oratoriums eingesehen hat und dessen anspruchsvollem Urteil ich glaube ohne weiteres vertrauen zu dürfen, mir von zum Teil geradezu großen, fast durchgehend allerdings unzulivierten Einfällen sprach. Es fragt sich, ob Tobias dazu kommt, sich die fehlende Selbstkritik und persönliche Kultur noch anzueignen; leicht wird ihm das, nachdem er es in halber Unordnung und Färlässigkeit so weit gebracht hat, freilich nicht werden. hr.

* Erschienen bei F. C. Reudart in Leipzig.

Neues Theater. Dienstag: Die Nibelungen (Der gehörnte Siegfried; Siegfrieds Tod). Mittwoch: Faust. Donnerstag: Die Tragödie. Freitag: La Traviata; Der flämische Jäger. Sonnabend: Torquato Tasso. Sonntag: Der arme Heinrich, Mollatrama in 2 Akten von Hans Pfitzer (Erfassung). Montag, 6. Dezember: Die Verführung des Pieslo zu Genoa. — Altes Theater. Dienstag: Die Landstreichler. Mittwoch: Das nackte Weib. Donnerstag: Die Dollzarprinzessin (zum 100. Male). Freitag: Die geschiedene Frau. Sonnabend: Heibelt-Deidell oder Der Prinz vom Lande Mastrosenicht (ermäßigte Preise); zum Besten der Weihnachtserhebung für arme Kinder). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Heibelt-Deidell (ermäßigte Preise), abends 8 Uhr: Die Landstreichler. Montag, 6. Dezember: Ein Walzertraum.

Herr Direktor Pfitzer ist hier eingetroffen zur Teilnahme an den Proben für sein Musikdrama Der arme Heinrich, dessen Premiere am kommenden Sonntag im Neuen Theater stattfinden wird.

Das diesjährige Weihnachtsmärchen Heibelt-Deidell oder Der Prinz vom Lande Mastrosenicht wird von Herrn Regisseur Jaded in Szene gesetzt. Die zur Handlung gehörige Musik stammt von Herrn Kapellmeister Finselstein. Die Einstudierung des Balletts leitet die Ballettmäxistin Fräulein Grondona.

Die Vorstellungen im Neuen Theater beginnen, wenn nichts andres angegeben, um 7 Uhr, die im Alten Theater 8 Uhr.

Bereinigtes Leipziger Schauspielhaus. Schauspielhaus. Dienstag: Der Arzt am Schelweg (ermäßigte Preise). Mittwoch: Pariser Witwen. Donnerstag: Faust (halbe Preise). Freitag: Pariser Witwen. Sonnabend: Die Pfarrrerstochter von Strelsdorf (ermäßigte Preise). Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Evangelischen Arbeiterverein (Die versunkene Glocke), abends 8 Uhr: Pariser Witwen. — Neues Operetten-Theater (Theater am Thomasking). Dienstag, Mittwoch, Donnerstag: Mamfell Angot. Freitag: Ein Perlschmander. Sonnabend: Die Försterchristl. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Mamfell Angot), abends 8 Uhr: Mamfell Angot.

Die Vorstellungen im Schauspielhaus beginnen, wenn nichts andres angegeben, 8 Uhr, die im Neuen Operetten-Theater, 8 Uhr.

Battenberg-Theater. Dienstag: Primat. Mittwoch: Die die Alten jungen. Donnerstag: Primat. Freitag: Unsere Don Juans. Sonnabend: Fräulein Mama.